



Seit 200 Jahren wirken Basler in der Dritten Welt. Nach heftigem Streit herrscht bei der Mission 21 wieder Pioniergeist.

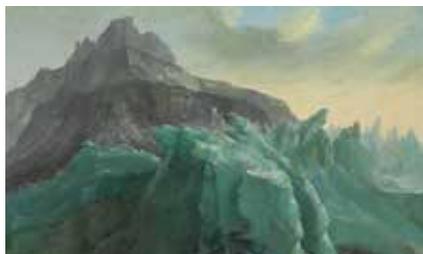
Seite
6



GROSSE MISSION

FOTO: MISSION 21: BMA E-30.40.051

ANZEIGE



Caspar Wolf

und die ästhetische
Eroberung der Natur

19.10.2014 – 1.2.2015

kunstmuseum basel

My name is Bon.

crome.ch



Pro Innerstadt Bon



Der Geschenkbond zum Erleben.



proinnerstadt.ch

INHALT

Arealentwicklung VISUALISIERUNG: ROCHE



Die Roche hat am Standort Basel Grosses vor – und steckt in den nächsten zehn Jahren drei Milliarden Franken in neue Gebäude und Renovationen.

Seite 18

Roger Zaugg FOTO: HANS-JÖRG WALTER



Der Grenzwachtkommandant über die Lage an der Basler Grenze.

Seite 24

Fredi M. Murer FOTO: HANSJÖRG BETSCHART



Als Kind wollte er Zauberer werden. Dann schrieb er Kinogeschichte.

Seite 42

Ebola-Epidemie

Bei Ebola hört die Feindschaft auf. Sogar die von Kuba und den USA.

Seite 38

Remo Keller
7 Tage
Bestattungen
Sie, er, es
Impressum
Kultwerk
Kulturflash
Wochenendlich

S. 4 ANZEIGE

S. 28
S. 34
S. 41
S. 41
S. 45
S. 45
S. 46





Dani Winter
Redaktionsleiter

Mission erfüllt?

Wer so alt wird, kann auch mal ausgiebig feiern. Zweihundert Jahre alt wird die Basler Mission im nächsten Jahr. Zwei Jahre lang dauern die Feierlichkeiten. Und zum Feiern hat die Mission 21, wie sie sich heute nennt, einigen Grund. **Denn die Mission 21 hat es geschafft, sich zu einer modernen NGO zu wandeln.**

Von der einstigen Mission, die Heiden in aller Herren Länder zum christlichen Glauben zu bekehren, hat man sich weitestgehend verabschiedet. Bildungs- und Friedensarbeit, Gesundheits- und Frauenförderung sowie die Bekämpfung der Armut bilden heute die Kernaufgaben der Organisation. Mission erfüllt? Nicht ganz.

Sich vom kolonialistischen Erbe der Mission zu lösen, ist gar nicht so einfach, wie die Zusammenarbeit der Mission 21 mit Partnerkirchen in Afrika zeigt. Intoleranz gegen Homosexuelle und Andersgläubige sind dort nach wie vor verbreitet, ebenso die Missionierungstätigkeit. Und neben religiösen werden bei aller guten Absicht natürlich auch noch andere westliche Werte etabliert.

Die Frage muss deshalb erlaubt sein: **Braucht es heute überhaupt noch Missionare?** Lesen Sie dazu das Streitgespräch mit dem Afrikakenner und Missionskritiker Al Imfeld und Claudia Bandixen, Direktorin der Mission 21.

Tatsächlich kommt heute mehr aus Afrika zurück als der Kakao für die Schweizer Schokolade. Ironischerweise haben sich aus der europäischen Missionsbewegung in Afrika Kirchen gebildet, die nun das gottlose Europa auf den Pfad des Glaubens zurückführen wollen. Das prominenteste Beispiel ist die **Lighthouse Chapel International (LCI) von Dag Heward-Mills in Ghana.** Sie hat auch einen Ableger in Basel. Samuel Schläfli, Hauptautor unseres Wochenthemas zur Mission, hat einen LCI-Gottesdienst besucht. Mehr Gastfreundlichkeit, so sein Fazit, sei an einem Sonntagmorgen in der Schweiz schwer zu finden.

tageswoche.ch/+sozfp

Weiterlesen, S. 6



«Auf dem richtigen Weg»,
tageswoche.ch/
+vaxm2

Weiterlesen, S. 9



«Es gibt keine heile Welt, Herrgott nochmal!»,
tageswoche.ch/
+xz8rg

Weiterlesen, S. 13



«Afrikaner missionieren das gottlose Europa»,
tageswoche.ch/
+9qrv3

Remo Keller

von Udo Theiss

Remo Keller, Bassist der Basler Band Denner Clan und Gestalter, lebt für die Kunst und von der Kunst – mit einem Minimum an Sicherheit und einem Maximum an Freiheit.

Besucher eher arrivierter Galerien kennen den Künstler Remo Keller, auch bekannt als San Remo, kaum. Um seine Werke zu entdecken, müssten sie in die Basler Szenenlokale gehen. Hier ist der 46-jährige Mann aus Schaffhausen vermutlich der bekannteste, sicher aber der präsenteste bildende Künstler der Region.

Unzählige Konzertflyer, Plakate, Plattencover und die gesamte Corporate Identity der Garage-Band Denner Clan stammen aus seinem Stift und Pinsel. Und im Denner Clan schwingt er nicht nur den Pinsel, sondern spielt auch den Bass.

«Die Frage, was wäre, wenn das mit der Kunst und Musik nicht klappt, habe ich mir gar nie gestellt.»

Musik und Gestaltung sind die beiden Dinge, für die und von denen San Remo lebt. Schon in Schaffhausen spielte er in anderen Bands wie den Smelly Gambas, Los Tres Lulus und den Surf Angels. «Anfangen hat alles in den 80er-Jahren in unserem Probekeller», erinnert sich Keller. «Der war gleichzeitig ein Punk-Club, und ich habe die Plakate für die Bands gestaltet.»

In Zürich hat der Arbeitersohn aus dem wilden Osten Textildesign gelernt. Ausser bei der Gestaltung eines Geschenkpapiers arbeitete er aber nie im gelernten Beruf. Stattdessen traf er auf Roman Maeder und gründete mit ihm das Künstlerkollektiv Milk and Wodka. Sie gaben unter anderem zehn «Continental Comic Books» à 150 Seiten heraus, mit Beiträgen schwankender Qualität von 40 Künstlern aus ganz Europa.

Für seine Malerei und Musik schlug sich Keller lange mit Nebenjobs durch. «Ich habe auf dem Bau, in einer Giesserei, dem Gastgewerbe und sonst allen möglichen Jobs gearbeitet», sagt er, «und stets auf alles Überflüssige verzichtet.» In den 90er-Jahren wurde es zunehmend schwieriger, solche Nebenjobs zu bekommen. Zeit also, einen Schritt vorwärts zu machen.



Präsent, aber wenig bekannt: Remo Kellers Kunst ist in Basel überall, nur nicht in arrivierten Galerien.

FOTO: NILS FISCH

1999 kam Keller nach Basel. Während der House- und Technowelle war die Wagenmeisterei auf dem nt/Areal ein Refugium für Rock'n'Roller wie ihn und ein Ort, um seine Kunst zu präsentieren.

Das Brot des Künstlers

Dort organisierte Keller Ausstellungen und verkaufte allerlei Gimmicks wie Siebdruckpostkarten, Sticker, Poster, bedruckte Kühlschrankmagnete, Totenköpfe und Papiermaché-Skelette. In der Wagenmeisterei lernte er auch seine künftigen Bandkollegen vom Denner Clan kennen, der dort ab 2002 eine Art Hausband wurde. Mittlerweile hat der Denner Clan drei Tonträger produziert, ein vierter ist in Arbeit.

Dank seiner fast schon manischen Produktivität stieg Kellers Bekanntheit bald,

sodass er heute vom Verkauf seiner Kunst, von Grafikaufträgen und einem kleinen Zusupf durch die Musik bescheiden zwar, doch immerhin leben kann. Ein süßes, aber hartes Brot: «Ich hab ein Maximum an Freiheit – aber kaum Sicherheit.»

Ein anderes Leben wäre für ihn undenkbar. «Die Frage, was wäre, wenn das mit der Kunst und Musik nicht klappt, habe ich mir gar nie gestellt.»

Dass Remo Keller im arrivierten Kunstbetrieb nicht wahrgenommen wird, liegt vermutlich daran, dass er das gar nicht will. Der starke Comic-Bezug seiner Werke kann es ja nicht sein. An Originalität und Talent mangelt es ihm auch nicht.

Vielleicht ist die ironische Brechung in seinen Werken manchmal etwas gar unbeschwert. Vielleicht liegt es aber schlicht da-

ran, dass sein Werk in keine Schublade passt. «Eigentlich weiss ich selbst nicht, wie ich meine Kunst bezeichnen soll», sagt Keller dazu. Pop-Art geht seit der Vergoldung durch Andy Warhol nicht mehr. Comic-Art wäre irgendwie doch zu trivial. Und allzu konkret soll es auch nicht sein: «Ich überlasse den Betrachtern gerne einen gewissen Deutungsspielraum.»

Immerhin: Für sein dreidimensionales Werk aus Kleister und Papier hat Keller eine Bezeichnung gefunden. Er betitelt es als «BastArt».

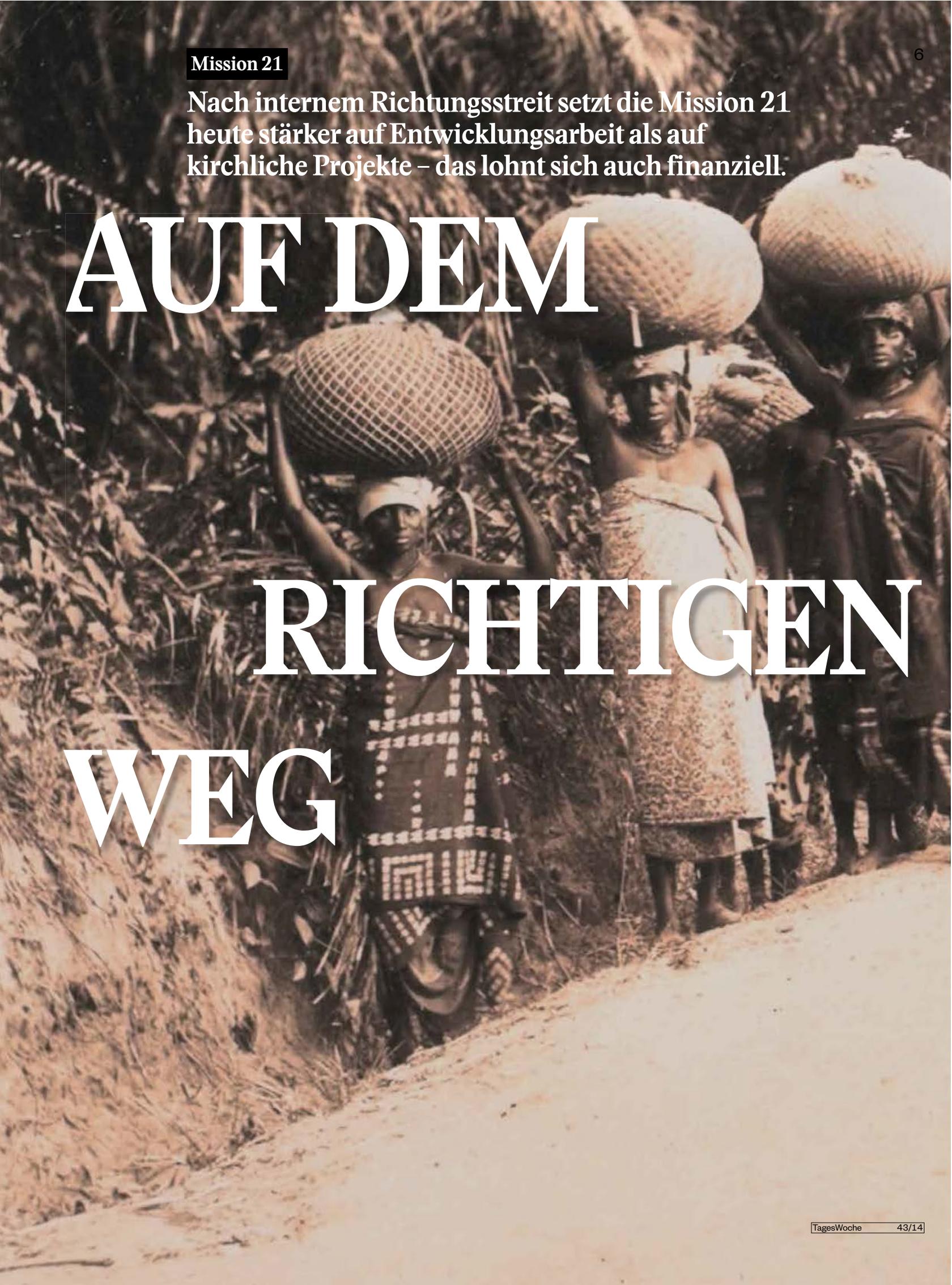
tageswoche.ch/+grhlb

×

Werke von Milk and Wodka sind ab 22. November in der Gallery Guillaume Daepfen zu sehen, der Denner Clan am 25. Oktober in der Kaschemme.

Nach internem Richtungsstreit setzt die Mission 21 heute stärker auf Entwicklungsarbeit als auf kirchliche Projekte – das lohnt sich auch finanziell.

AUF DEM RICHTIGEN WEG





200 Jahre Basler Mission

Nach der Gründung der Basler Mission von 1815 wurden in Basel ab 1816 junge Missionare ausgebildet und ins Ausland geschickt. 1821 sandte die Mission die ersten Missionare in den Kaukasus, später auch nach Ghana, Indien und China.

Aus der Basler Mission ging 2001 zusammen mit der Evangelischen Mission im Kwango und der Herrnhuter Mission die Mission 21 hervor. Sie betreibt in Afrika, Asien und Lateinamerika mit 70 Partnerorganisationen rund 100 Projekte für Bildungs- und Friedensarbeit, Gesundheits- und Frauenförderung sowie gegen Armut. Die Mission 21 feiert mit einer Jubiläumskampagne das 200-jährige Bestehen der Basler Mission. Am 30. Oktober beginnt das Jubiläum mit einem Herbstbazar. Infos: mission-21.org

Von Renato Beck

Zwei Jahrhunderte Missionsarbeit feiert die Basler Mission nächstes Jahr. An der Basler Missionsstrasse dürfte man es als eine Fügung des Schicksals auslegen, dass die unternehmungslustigen Christen ihr Missionsprojekt nicht zwei, drei Jahre früher ins Leben gerufen hatten. Sonst wäre die grosse Feier in eine Zeit gefallen, als das evangelische Hilfswerk in Trümmern lag.

Noch vor wenigen Jahren frassen Millionendefizite die Reserven auf und ein erbittert ausgetragener Führungsstreit lähmte den Betrieb und führte zum Abgang einer Schar von langjährigen Mitarbeitern. Unter dem 2010 entlassenen Direktor Martin Breitfeldt verliessen 15 von 70 Mitarbeitern die Mission.

Heute herrscht Aufbruchstimmung in den Räumlichkeiten der Mission 21, die 2001 aus der Basler Mission und anderen Trägervereinen hervorgegangen war. Der finanzielle Turnaround ist geschafft, der Projektdschungel gelichtet, die Leitung auf allen Ebenen ausgetauscht.

Einschneidende Veränderungen

Doch derartig tiefreichende Umwälzungen produzieren Verlierer. Wie lange der Modernisierungskurs der 2012 zur neuen Direktorin ernannten Claudia Bandixen von der teilweise ausgeprägt konservativen Trägerschaft murrend, aber bislang einvernehmlich mitgetragen wird, darüber sorgt man sich an der Missionsstrasse 21, wie es in der Leitung heisst.

Denn im Zuge der internen Bereinigung wurden zahlreiche Projekte eingestellt. Die Unterstützung eines Partners, der eine evangelistische Schule für Indios betrieb, wurde beendet, weil man keine Kontrolle darüber hatte, was den Indios dabei nähergebracht wurde. Blockbeiträge an Organisationen und Kirchen, mit denen die Basler Mission historisch bedingt viele Jahre zusammengearbeitet hatte, strich Basel konsequent. Viele kleinere Projekte mussten weniger, aber grösseren weichen, weil die Geldgeber Wirkung sehen wollten.

Hart traf es vor allem den Bereich Theologische Bildung, nebst klassischen Hilfswerkunterfangen die zweite Haupttätigkeit der Mission 21. Von Indonesien bis Nigeria hatte die Mission angehenden Pfarrern und anderen Kirchenmitarbeitern ihre Sicht des Neuen Testaments und der Seelsorge gelehrt. Heute finden sich in der langen Projektliste kaum mehr derartige Finanzierungen.

In der neuen Strategie ist von der theologischen Bildung schon gar nichts mehr zu lesen. Die Mission 21 bekämpft die Armut, fördert Frieden und Gerechtigkeit, hilft beim Aufbau der medizinischen Versorgung und bei der Aids-Prävention. Nur am Rande, versteckt unter dem Begriff «Capacity Development», ist von der institutionellen Stärkung der Partnerkirchen die Rede, was in der Praxis vorwiegend über Austauschprogramme geschieht.



Ein Entwicklungsprojekt der Mission 21 ist die Bildung von Frauen – etwa in Peru.

Für die Mission 21 lohnt sich das Abstreifen des evangelischen Images. Seit Kurzem sind Spenden an das Werk steuerbefreit, nachdem zunächst nur Zuwendungen für typische Entwicklungshilfeprojekte in den Genuss dieses Privilegs kamen. Auch die für Spendensammler so wichtige Zewo-Zertifizierung ist auf gutem Weg. Das Gesuch ist eingereicht, die Chancen sollen gut stehen. Bis 2010 ging man intern davon aus, dass es aussichtslos sei, sich darum zu bemühen – wegen des teilweise stark christlichen Charakters der Tätigkeiten.

Viel Aufklärungsarbeit nötig

«Ein Missverständnis», glaubt Peter Felder, Geschäftsleitungsmitglied der Mission 21. Man habe den Basler Steuerbehörden erklären können, dass auch die theologische Bildung eine Art von Entwicklungshilfe darstelle. «Wir wollen, dass die angehenden Pfarrer unserer Partnerkirchen in Afrika, Lateinamerika und Süostasien eine solide, vor allem aber moderate Ausbildung erhalten.» Evangelikale aus dem erzkonservativen Bible Belt in den USA würden nur darauf warten, in die Bresche zu springen.

Dass viel Aufklärungsarbeit nötig ist, zeigt die presbyterianische Partnerkirche PCG in Ghana. PCG hat im Land sogenannte Therapiezentren eröffnet, um «Homosexuelle zu heilen». In einer Aufforderung an die Regierung verlangte die Kirche, eine klare offizielle Position, um die «Verbreitung von Homosexualität in der Gesellschaft einzudämmen». Felder sagt dazu, man befinde sich im ständigen Austausch, doch die Mission 21 könne und wolle nie-

mandem seine Position aufzwingen, sondern müsse den Dialog pflegen.

Die nigerianische Partnerkirche EYN (Ekklesiyar Yan'uwa a Nigeria), die im terrorgeplagten Nordosten des Landes tätig ist, rühmt sich grosser Erfolge bei der Evangelisierung der Bevölkerung, also beim Missionieren. Es sei gelungen, eine grosse Zahl neuer Kirchen in den nördlichen Regionen zu errichten. In jenen Landstrichen, wo regelmässig Kirchen und Moscheen brennen, vor allem aber die islamistische Terrormiliz Boko Haram wütet. Auch jene Schülerinnen, die von Boko Haram entführt wurden und deren Verschleppung weltweit Empörung auslöste, besuchten eine Bibelschule der EYN.

Felder betont, dass die Aktivitäten der Mission 21 in Nigeria friedensbildend seien und den Ärmsten aller Konfessionen zugutekämen. Da die Trennlinien zwischen den Religionen jenen der Ethnien entsprechen, würde die Evangelisierung jener Bevölkerungsgruppen den Konflikt nicht weiter anheizen.

Das Geschäftsmodell der Mission 21, ihr Alleinstellungsmerkmal im weiten Feld der Hilfswerke, ist die Arbeit mittels der oft historisch angebundenen Partnerkirchen vor Ort. Auch wenn die Mission 21 selber nirgends missioniert, tun das mehrere Partner intensiv. Bislang gelang es den Baslern, das aus Schweizer Sicht zweifelhaftes Tun der Partner von sich fernzuhalten. Doch Risiken bleiben. Ein Imageschaden, das weiss man an der Missionsstrasse, könnte das fragile Gleichgewicht, das in den letzten Jahren erarbeitet wurde, rasch zerstören. tageswoche.ch/+vaxm2 x

Braucht es heute noch Missionare? Eine Debatte mit Al Imfeld, Afrikakenner und missionskritischer Entwicklungsberater, und Claudia Bandixen, Pfarrerin und Direktorin der Mission 21.

«Es gibt keine heile Welt, Herrgott nochmal!»

von Samuel Schläfli

Al Imfeld hat Claudia Bandixen und mich für das Gespräch in seine Wohnung nahe dem Bahnhof Zürich eingeladen. Seit er nicht mehr so gut zu Fuss ist, ist er froh, wenn die Welt zu ihm nach Hause kommt. Obschon sein Zuhause eigentlich die Welt ist. Während 50 Jahren vagabundierte er von Land zu Land, lebte zwischen Simbabwe, Malawi, Tansania, Kenia, Nigeria, Kamerun, Deutschland und der Schweiz.

Im zweiten Stock des Altbaus, wo die Zeichnung eines afrikanischen Dorfes hängt, öffnet Al Imfeld die Türe. Neugierig schaut er über dicke Brillengläser; ein hölzernes Amulett mit kleinen Muscheln hängt um seinen Hals. Er bittet uns, im Wohnzimmer Platz zu nehmen, in Rattansesseln und -sofas, deren Polster und Kissen uneinheitlich und kunterbunt bezogen sind.

An den Wänden hängen afrikanische Holzmasken und die Hörner einer Gazelle. In der Ecke steht ein kleiner Büchertisch mit Imfelds Werken. Kaum haben wir Platz genommen, reicht der Autor ein Manuskript herum und erzählt von den vergangenen drei Jahren, während derer er im Büro im Nebenzimmer praktisch ununterbrochen über einem 800-seitigen Band mit Übersetzungen afrikanischer Gedichte gebrütet hat. Das Buch erscheint im Januar; es wird Imfelds Geschenk zu seinem eigenen 80. Geburtstag.

Herr Imfeld, Sie besuchten in den 1950er-Jahren als junger Mann das katholische Missionsseminar im nidwaldischen Schöneck. Welche Erinnerungen haben Sie an diese Zeit?

Ich wollte nie Missionar oder Priester werden. Doch als Ältester von 13 Kindern aus dem Luzerner Hinterland war das Missionsseminar meine einzige Chance zu studieren. Wenn du damals Priester oder Missionar werden wolltest, dann wurde das von der Kirche bezahlt. Dafür mussten wir in der Freizeit schuften, auf dem Bauernhof oder in der Wäscherei. Während sieben Jahren war ich praktisch dort eingesperrt.

Ständig wurde gepredigt, wie gut wir nun ausgebildet würden, damit wir unser Wissen dann in alle Welt tragen können.

«Ich wirbelte die päpstliche Universität auf, wo ich nur konnte.»

AL IMFELD

Haben Sie daran geglaubt?

Nein, mein Vater war ein sehr kritischer Mann und lehrte mich schon als Bub: Glaub nur die Hälfte, egal ob vom Lehrer oder vom Pfarrer. Nach der Priesterweihe am Missionsseminar wurde bestimmt, wohin man kommt. Bei mir hiess es: «Pater Imfeld, Sie gehen nach Rom und doktorieren in Theologie.» Die Klassenkameraden lachten; die kannten mich ja und wussten, dass ich nicht aufs Maul sitzen konnte. Sie sollten recht behalten; ich wirbelte die päpstliche Universität Gregoriana in Rom auf, wo ich nur konnte, und wegen meiner Kritik am Marien-Dogma liess man mich schliesslich durch die Prüfung fallen.

Sie studierten in den USA weiter und gingen in den 1960er-Jahren mit der Immenseer Mission nach Rhodesien, ins heutige Simbabwe, das damals noch unter britischer Herrschaft stand. Wie nah war die Zusammenarbeit mit den damaligen Kolonialherren?

Sie müssen sich zurückversetzen in den damaligen Zeitgeist. Es war ganz selbstverständlich, dass wir da runter gehen und mit der Kolonialverwaltung Schulen und Krankenhäuser aufbauten. Wir waren Partner und wurden geleimt: Zwar durften wir Schulen betreiben, doch das Curriculum war von der Kolonialregierung klar vorgegeben. Selbst in den Mittelschulen durften wir keine afrikanische Geschichte oder Literatur lehren; alles war britisch. Die armen Kerle mussten für ihren Abschluss drei Shakespeare-Dramen büffeln.

Sie als grosser Hinterfrager – widerstrebte Ihnen das nicht wahnsinnig?

Überhaupt nicht, ich wollte mit Widersprüchen leben. Ich wusste schon damals: Es gibt keine heile Welt, Herrgott nochmal! Ich half den Menschen in Rhodesien die Mambo Press aufzubauen (Anm. d. Red.: ein Verlag für katholische Schriften in lokalen Sprachen; später auch kritisch gegenüber der weissen Kolonialregierung). Nachdem ich aus dem Vatikan in Rom geflogen war, studierte ich in Chicago Journalismus. Ich sah mich deshalb viel mehr als Journalist und nicht mehr als Priester in Rhodesien. Ich wollte das Theologische journalistisch rüberbringen; das fand ich schon immer interessanter als das Predigen.

Und das wurde akzeptiert?

Nach zwei Jahren beschwerte sich die Regierung beim Bischof: «Entweder stellt ihr diesen Imfeld als Missionar in den Busch, oder wir schicken ihn nach Hause.» Ich bockte und wurde ausgewiesen.

«Wir dienen den Menschen, es darf kein Zwang mit der Bibel ausgeübt werden.»

CLAUDIA BANDIXEN

Trotzdem sind Sie bis heute Mitglied der Bethlehem Mission Immensee, der Nachfolgeorganisation der Missionsgesellschaft, für die Sie damals in Rhodesien waren. Warum?

Wäre ich kritisch gegenüber meiner Jugend eingestellt, könnte ich diese trotzdem nicht verleugnen oder? Ich war Teil dieser Mission und sie hat mich geprägt. Würde ich austreten, hätte ich keinen Einfluss mehr; dann wäre ich weg. Ich bin auch nicht aus der Kirche ausgetreten, nur weil ich nicht mehr im traditionellen Sinn glaube. Das bleibt trotz allem Teil von mir.



Claudia Bandixen: «Wir Protestanten sind bienenfleissig in der Schuldsuche. Nur weil es jetzt Mode ist, alles Religiöse und Missionarische zu kritisieren, folgen wir dem Trend und machen nur noch Entwicklungszusammenarbeit?» FOTOS: CASPAR URBAN WEBER

Frau Bandixen, Sie waren von 1990 bis 1996 für die protestantische Basler Mission als Missionarin im Einsatz. Welche Erfahrungen haben Sie dort gemacht?

Das war eine andere Situation. Wir waren Langzeitaufenthalter und arbeiteten in den Slums unter der Leitung von Einheimischen. Das war während des Wechsels von Pinochet zur Demokratie; eine sehr harte Zeit. Viele Menschen flüchteten vom Land in die Stadt, um ein Auskommen zu finden. Dies, nachdem die Slums unter Pinochet vom Stadtzentrum an die Peripherie verlegt worden waren. Das führte dazu, dass die Nachbarn einander nicht mehr kannten, genauso wenig wie die Neuankömmlinge. Es fehlten überall Menschen, die im Notfall helfen konnten.

Wie konnten Sie helfen?

Ein Drittel der Zeit waren wir zusammen mit Basisgemeinden damit beschäftigt, Kontakte zu knüpfen und das Vertrauen der Slumbewohner zu gewinnen. Der Einzelne ist ohnmächtig, deshalb sind

solche Basisgemeinden oft die einzige Hoffnung, irgendwo dazuzugehören und nicht in die Kriminalität abzurutschen. In der restlichen Zeit unterrichteten wir, bildeten aus und klärten auf, zum Beispiel über Suchtfragen und Aids.

«Unsere Vorfahren waren nicht alles Trottel! Sicher machten sie nicht alles richtig, aber wer macht das schon.»

CLAUDIA BANDIXEN

Und was ist mit der Bekehrung von Ungläubigen?

Seit den 1950er-Jahren gibt es bei uns ja kein Missionieren mehr im klassischen Sinne. In jedem Land gibt es Christen. Wir helfen ihnen dabei, ihren Glauben zu gestalten.

Die Organisation, für die ich arbeitete, war eine lokale christliche Institution, in der auch Anthropologen und Soziologen tätig waren. Unsere Vorgabe aus Basel war immer klar: Wir dienen den Menschen, es darf kein Zwang mit der Bibel ausgeübt werden.

Wie viele Missionare schickt die Basler Mission heute noch ins Feld?

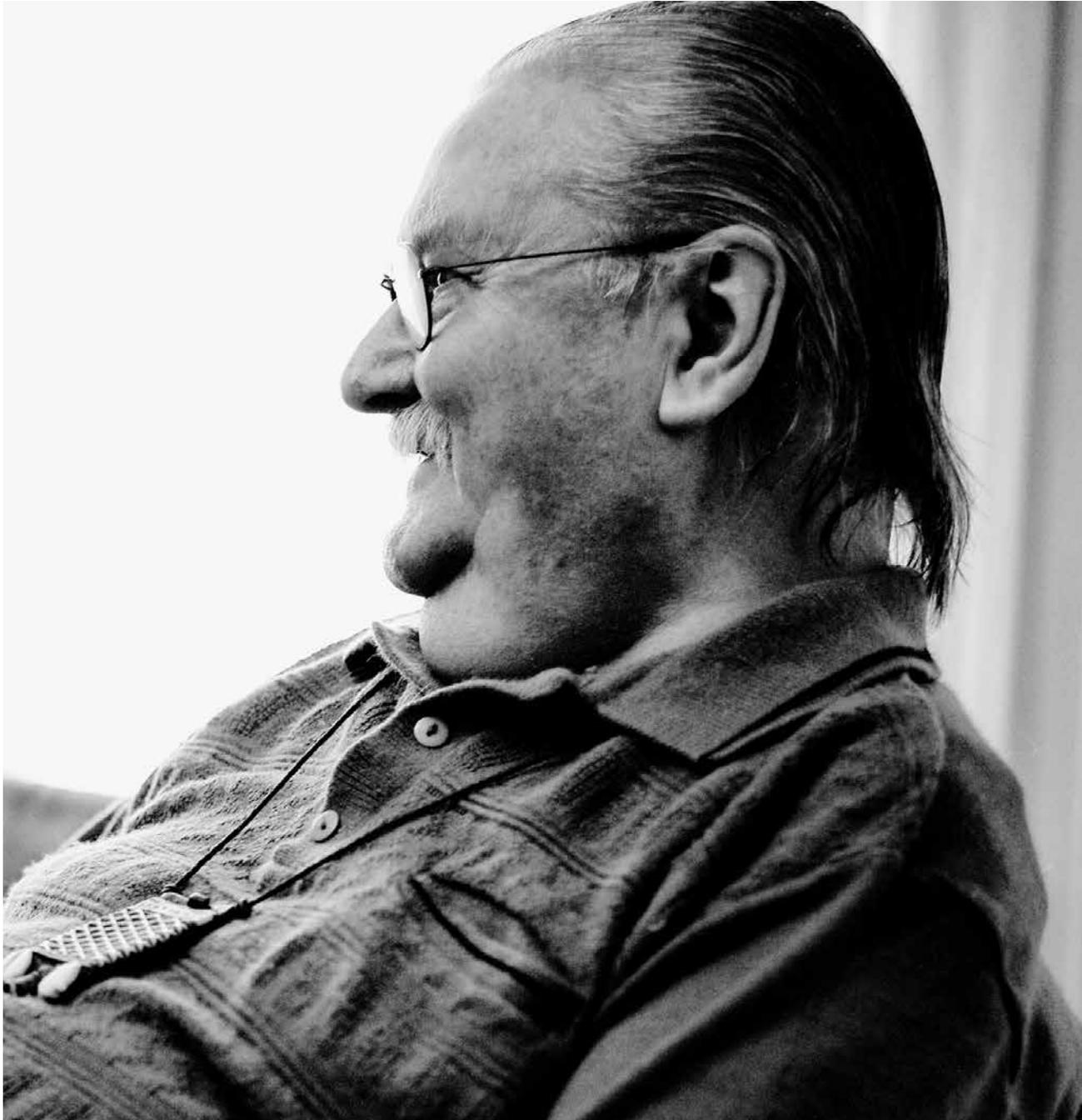
Drei bis vier pro Jahr, im Durchschnitt sind 20 im Einsatz, vor allem in den Bereichen Medizin, Landwirtschaft, Technik, Friedensförderung und Theologie.

Ist das Missionieren lukrativ?

Nein, Sie finden unsere Leute nicht versteckt hinter hohen Gitterzäunen in den Vierteln der Reichen. Sie erhalten den Lohn einer Mittelklassefamilie vor Ort. Und wir machen kaum Rückstellungen für die Zeit nach der Rückkehr.

Herr Imfeld, Sie haben sich ein Leben lang mit Afrika auseinandergesetzt. Welche Rolle spielten die Missionen bei der Kolonialisierung Afrikas?

Imfeld: Bestimmte Missionen hatten gerade bei der Entkolonialisierung des



Al Imfeld: «Wir waren vor allem zu wenig mutig und zu «soft». Den Kirchen ist es nicht gelungen, eine neue Gesellschaft zu schaffen und die Grossfamilien auseinanderzunehmen, die der Kern der ganzen Korruption sind.»

Kontinents einen sehr positiven Einfluss, genauso wie andere diese hemmten. In Rhodesien waren damals acht katholische Missionen aktiv. Meine Mission, die Imenseer, unterstützte die Schwarzen voll und ganz im Kampf gegen die weisse Regierung. Die irischen Missionare tickten ähnlich. Doch unsere Nachbarn in Bulawayo von der Maria-Hill-Mission wollten sich nicht in die Politik einmischen. Die englischen Missionare wiederum standen natürlich voll und ganz hinter der Kolonialmacht. Sie sehen: Missionen muss man nach Gebieten, nach Gesellschaften und nach Menschen beurteilen.

Bandixen: Wir waren in der Geschichte immer wieder mal blind; das ist leider wahr. Aber normalerweise setzten sich Missionare entschieden für die Menschen ein, mit denen sie zusammenlebten. Einige Missionare liessen dafür sogar ihr Leben. Oder zum Beispiel während der Apartheid, da setzte sich die Basler Mission an vorderster Front gegen diese Ungerechtigkeit ein.

Trotzdem möchte ich nochmals nachfragen: Gibt es heute, 200 Jahre nach der Gründung der Basler Mission, noch Geschichten, die kritisch aufgearbeitet werden müssen?

Bandixen: Unsere Vorfahren waren nicht alles Trottel! Sicher machten sie nicht immer alles richtig, aber wer macht das schon. Wir Protestanten sind bienenfleissig in der Schuldsuche. Nur weil es jetzt Mode ist, alles Religiöse und Missionarische zu kritisieren, folgen wir dem Trend und machen nur noch Entwicklungszusammenarbeit? Das kann es doch nicht sein! Wieso sollen wir mittelalterliche Bilder am Leben halten, wenn ausgerechnet die Basler Mission im Protest gegen Menschenrechtsverletzungen gegründet wurde?

Und was ist mit dem westlichen Kulturimport nach Afrika und der Zerstörung von über lange Zeit gewachsenen Gemeinschaften?

Bandixen: Mein Bild der Mission war nie dieses «Überstül»-Dings. Sonst wäre ich nicht Missionarin geworden. Missio-

nieren ist vielmehr eine Lebenshaltung im Dialog mit dem Anderen. Die Werte dahinter basieren natürlich auf dem christlichen Glauben. Doch schon die ersten Basler Missionare vor 200 Jahren konnten erst überleben, als sie von den Einheimischen lernten. Und die institutionalisierte Begegnung der Menschen verschiedener Kulturen ist für unsere Kirche und Gesellschaft genauso wichtig wie für diejenigen vor Ort.

«Man gab zu sehr nach und leitete mit den Missionen auch die Korruption mit ein.»

AL IMFELD

Herr Imfeld, gibts blinde Flecken in der Aufarbeitung der Missionsgeschichte?

Imfeld: Man hatte während der Entkolonialisierung – ich weiss, das ist gefährlich,

was ich da sage – zu viel Vertrauen. Wir merkten, die wollen unabhängig werden – und wir wollten ja keine Rassisten sein. Man gab zu sehr nach und leitete über die Missionen auch die ganze Korruption von heute mit ein. Ghana hat heute sehr gut ausgebildete Juristen, die die Basler Mission in hohen Tönen rühmen – und gleichzeitig stecken sie mitten in der Korruption.

Bandixen: Die Ursächlichkeit sehe ich anders. Aber ja, es gab immer wieder Vertrauensvorschuss, den man uns als Sozialromantik auslegen kann. Heute arbeiten wir gezielt mit Ausbildungen gegen Korruption.

Imfeld: Wir waren vor allem zu wenig mutig und zu «soft». Den Kirchen ist es nicht gelungen, eine neue Gesellschaft zu schaffen und die Grossfamilien auseinanderzunehmen, die der Kern der ganzen Korruption sind. Der miserable Lohn eines Lehrers in Ghana muss reichen zum Essen, fürs Schulgeld und fürs Krankenhaus. Und dann wird er noch von der ganzen Familie gemolken. Klar wird man da korrupt!

«Die Globalisierung hat zu einer Entgrenzung unserer Lebensräume geführt.»

CLAUDIA BANDIXEN

Machen Sie sich mit solchen Aussagen nicht des Eurozentrismus schuldig?

Imfeld: Warum?

Sie beanspruchen, dass das europäische Modell der Kleinfamilie das richtige für Afrika sei.

Imfeld: Warum schaffen es die Asiaten innert kürzester Zeit, ein eigenes Business aufzubauen? Und ein Afrikaner nicht? Das hat doch nichts mit Eurozentrismus zu tun, sondern mit einer zu starken Eingebundenheit in die Familie, in der man einander gegenseitig ausbeutet. Wir haben diese Grossfamilien zu lange idealisiert.

Das Modell scheint sich vor Anknüpfung der Kolonialherren über Hunderte von Jahren bewährt zu haben.

Imfeld: Ja, aber damals waren die Familien noch kleiner, und vor allem lebten sie in einer ganz anderen Umgebung. Wer heute modern sein will, muss auch lernen, wie man mit modernen Gütern umgeht.

Bandixen: Um eine neue Gesellschaft zu schaffen, kann der christliche Blick viel beitragen. Jeder Mensch ist grundsätzlich ein Bruder oder eine Schwester – und nicht nur die eigene Familie und die Freunde oder die eigenen Glaubensgenossen. Wenn Menschen das so leben, dann sind sie Multiplikatoren für mehr Transparenz und Gerechtigkeit. In diesem Fall hat das Evangelium Konsequenzen bis in die Finanzen hinein.

Wollen Sie damit sagen, dass es eine Immensee oder Basler Mission braucht, um die afrikanischen oder südamerikanischen Gesellschaften vor sich selbst zu retten?

Imfeld: Nein, aber es braucht engagierte Leute, die von aussen kommen und eine gewisse Distanz haben. Denn die eigenen Leute kommen nicht aus ihrem Saft heraus. Ich war oft genug in Afrika, und auch heute beteilige ich mich noch an drei Projekten in Ghana. Und ständig geht es um Korruption, Korruption, Korruption. Eine Veränderung von innen ist fast nicht möglich. Das müssen zwar nicht Europäer sein, aber es muss jemand von aussen sein.

Bandixen: Ein Beispiel. In der modernen, globalisierten Welt kann man ohne Lesen und Schreiben kaum noch erfolgreich existieren. Machen wir uns schuldig, wenn wir dies den Menschen zugänglich machen, nur weil es unsere Form ist, um effizient zu sein? Oder ist es eine Chance für die anderen, weil sie nämlich auch mit uns und den bestehenden Machtblöcken umgehen lernen? Die Globalisierung hat zu einer Entgrenzung unserer Lebensräume geführt. Plötzlich muss man auch traditionelle Werte oder Gemeinschaften hinterfragen, die in einer Blindheit oder in

einem Egoismus erstarrt sind, mit dem sie sich selbst schaden.

Aber heute gibt es doch eine ganze Armada von Entwicklungsorganisationen, die den Menschen in Afrika und Südamerika helfen soll, ihre Gesellschaften zu erneuern. Haben NGOs die Aufgaben von kirchlichen Missionen nicht schon längst übernommen?

Bandixen: Entwicklungsorganisationen müssen oft nach einigen Jahren bereits Resultate liefern. In den Köpfen haben sie dann aber meist noch nichts geändert. Ich habe das in Chile selbst erlebt. Eine internationale NGO kam in den Slum, pumpte viel Geld hinein und zog nach fünf Jahren wieder ab. Kurz danach brach alles zusammen. Die Arbeit machte die Menschen vom stetigen Geldfluss abhängig, statt eigene Kräfte zu wecken. Um nachhaltig etwas zu bewirken, müssen wir oft Jahrzehnte mit den Menschen arbeiten. Wir kritisieren deshalb an der Entwicklungszusammenarbeit, dass das Leben oft nicht geteilt wird und darum keine echte Auseinandersetzung mit den Werten vor Ort stattfindet.

«Nein, ich denke afrikanisch. Dort gibt es nie einen Abschluss, sondern nur Übergänge.»

AL IMFELD

Was meinen Sie, Herr Imfeld, braucht es die Missionen im 21. Jahrhundert überhaupt noch?

Imfeld: Es gibt sie heute ja gar nicht mehr im alten Sinne. Die Einheimischen haben sie längst übernommen. Bei den Protestanten gibts dafür schon eine längere Tradition. Bei uns gab es bis 1960 kaum afrikanische Pfarrer – aus der Angst heraus, dass sie das Zölibat nicht halten könnten.

Dann haben sich die Missionen also selbst abgeschafft?

Bandixen: Nein, überhaupt nicht! Sie sind bis heute ein Hoffnungszeichen in sehr schwierigen Lebenslagen; ein Zeichen für die Menschen vor Ort, dass sich jemand um sie kümmert. Und sie können in der ernsthaften Auseinandersetzung mit Werten und dem Glauben nochmals einen anderen Aspekt einbringen als die Entwicklungszusammenarbeit.

Imfeld: Es gibt zwar immer wieder neue Formen von Missionen, wie zum Beispiel die Mission 21. Aber die alten werden zum Teil sterben müssen. Das sage ich auch meiner Mission in Immensee immer wieder – besser ihr findet euch damit ab. Momentan sehen wir aber noch das Zucken der Institutionen.

Also «Mission beendet», wie eines Ihrer Bücher heisst?

Imfeld: Nein, ich denke afrikanisch. Dort gibt es nie einen Abschluss, sondern nur Übergänge.

tageswoche.ch/+xz8rg

ANZEIGE



BILDUNGSZENTRUM kvBL
Reinach, Muttenz, Liestal.

Karriere. Mit Strategie.

Im Nachdiplomstudium Personalleiter/in erfahren Sie wie. Steigern Sie Werte; den Ihrer Firma und Ihren eigenen.

Mehr auf

www.bildungszentrumkvbl.ch/wert

Bildungszentrum. Aufwärts, bitte.





Wenn ghanaische Starprediger Dag Heward-Mills zum Gottesdienst ruft, kommen Hunderte.

FOTO: DAGHEWARDMILLS.ORG

Re-Christianisierung

Während Jahrhunderten verkündeten europäische Missionare das Evangelium in Afrika. Heute reisen Prediger-Stars aus Afrika in die alte Welt zurück, um Europas Ungläubige zu bekehren.

Afrikaner missionieren das gottlose Europa

von Samuel Schlaefli

Wenn Dag Heward-Mills in Ghana, Mali, Burkina Faso oder Liberia zu einem Gottesdienst ruft, dann wird auf den Strassen Westafrikas viel Staub aufgewirbelt. Auf Heward-Mills «Healing Jesus Crusades» sind 37 Sattelschlepper voller Material unterwegs. Für ihn, seine Hilfsprediger, Sängerinnen und die Band werden stadionreife Bühnen aufgebaut.

Zugleich reist mit dem Kreuzzug ein ganzes Korps von Krankenschwestern und Ärzten mit, die am Vortag des Spektakels kostenlose Behandlungen anbieten. Während tagsüber mit Medikamenten und Ver-

bänden geheilt wird – Heward-Mills hat selbst Medizin in England studiert –, überlässt man das Heilen abends auf der Bühne ganz Gott. Dann werden die Krüppel und Elenden mit viel Tamtam auf die Grossbühne geholt, Krücken abgelegt und im Rausch des Festes vorgeführt, wie der Heilige Geist die Versehrten wieder zum Humpeln, Gehen oder Stehen bringt. Halleluja!

Der Popstar der Missionare

Heward-Mills mag es gerne bombastisch. Seine Lighthouse Chapel International (LCI), eine der grössten pfingstlich-charismatischen Missionen Afrikas, hat geschafft, was sonst nur Starbucks kann: 1987 öffnete Dag Heward-Mills in Ghana seine

erste Kirche, heute hat sie über 1500 Ableger in 66 Ländern – auch in der Schweiz (siehe Seite 15).

Die Website lighthousechapel.org erinnert vom Umfang und der Funktionalität her an einen globalen Grosskonzern. Hier kann man Heward-Mills' Bücher in 27 Sprachen bestellen, Podcasts und RSS-Feeds abonnieren, sich über Twitter und Facebook mit dem Prediger vernetzen, von der LCI produzierte Musik anhören, über den eigenen Videokanal «Healing Jesus TV» live in Predigten reinschauen und über Paypal Geld spenden.

Heward-Mills Mission hat Basler Wurzeln. Seine Mutter war Baslerin und als Hippie nach London gereist, wo sie einen

Ghanaer heiratete. Sie hatte zwar etwa so viel mit dem Christentum am Hut wie Bob Dylan mit dem Vatikan. Trotzdem bezieht sich Heward-Mills heute explizit auf seine Herkunft mütterlicherseits. Denn Basel, das ist die Herkunft der Pioniere der Basler Mission, die das Christentum im 19. Jahrhundert nach Ghana brachten.

Ähnlich wie die europäischen Missionare vor 200 Jahren das gottlose Afrika retten wollten, ist Heward-Mills angetreten, um Europa ins Reich Gottes zurückzuführen. «Gott hat mich auserkoren, das weiterzuführen, was die Basler Mission viele Jahre zuvor in Ghana getan hat», erklärt Heward-Mills seine eigene Mission im Dokumentarfilm «Kreuzzug» des Basler Filmemachers Andrea Müller.

Wunderheilungen und Zungenreden

Heward-Mills und seine LCI sind kein Einzelfall. 600 Millionen Menschen bekennen sich heute zum Neoprotentantismus – darunter Pfingstbewegungen, Charismatiker und Evangelikale. Sie verbindet der Wunsch nach einem sehr direkten, persönlichen Erlebnis von Gott, eine äusserst wortgetreue Auslegung der Bibel, der Glaube an Wunderheilungen und das Zungenreden, ein unverständliches Brabbeln in einem Trance-ähnlichen Zustand.

Seit den 1970er-Jahren hat die Bewegung vor allem in Lateinamerika, Asien und Afrika Zulauf gefunden. Ihre Gründer haben oft von den Star-Evangelikalen in den USA gelernt, wie man Menschen für

seine Mission begeistert. Heute sind sie wesentlich erfolgreicher als ihre einstigen Vorbilder.

In Subsahara-Afrika wurden in den vergangenen Jahren Hunderte von neuen charismatisch-pfingstlichen Missionen gegründet. Vor allem in den Slums treffen sie heute auf fruchtbaren Boden. Menschen, die ums Überleben kämpfen und nicht mit der Unterstützung des Staates rechnen können, finden in der Bibel Trost, fühlen sich von Geschichten zur Barmherzigkeit Jesu gegenüber den Armen und der Gleichheit aller Menschen vor Gott angesprochen. Diesem Protestantismus wird fast alles zugeraut: Familienglück, Heilung, persönliche Erfüllung und vor allem Reichtum.

«Die afrikanischen Pfingstbewegungen zeichnen sich durch einen ausgeprägten Wohlstandsdiskurs aus», sagt Andreas Heuser, Theologe und Professor für ausereuropäisches Christentum an der Uni Basel. «In den meisten Fällen handelt es sich um ein sehr materielles Christentum.»

Anders als im Norden, wo der calvinistische Geist und die Bescheidenheit meist stark im Protestantismus verankert sind, sind Designer-Kleidung, Edelkarrossen und luxuriöse Anwesen in Afrika ein Zeichen von Gottes Gnaden. Dieser Reichtumsglaube macht die Pfingstkirchen anfällig für Missbräuche.

Der für Afrika zuständige «Forbes»-Reporter Mfonobong Nsehe schrieb: «Predigen ist in Afrika zum Big Business geworden. Es ist mittlerweile fast so profitabel

wie das Ölgeschäft.» Damit bezog er sich auf Prediger wie David Oyedepo, den Gründer der Winners Chapel in Nigeria, mit Missionen in 34 Ländern und Hunderttausenden von Anhängern.

Anders als im Norden sind Designerkleider, Edelkarrossen und Villen in Afrika ein Zeichen von Gottes Gnaden.

Der Hauptsitz der Winners Chapel in Lagos ist eine der grössten Kirchen der Welt. Ein hexagonales Auditorium mit rotem Blechdach und 50 000 Sitzplätzen. Dort ohrfeigt der Priester vor versammelter Gemeinde auch schon mal eine Frau, die sich auf Knien als «eine Hexe Gottes» ausgibt.

2001 wurde Oyedepo vom Wirtschaftsmagazin «Forbes» zum reichsten Prediger Afrikas erkoren und sein Vermögen auf rund 150 Millionen Dollar geschätzt. Laut Blogger Nsehe besitzt Oyedepo vier Privjets und Zweithäuser in London und den USA. Gereist wird in exklusiven Jeeps, flankiert von einem Tross an Begleitpersonal.

In England wurde wegen unrechtmässiger Spendensammlung gegen Oyedepo ermittelt. In seinen Gottesdiensten werden die Gläubigen aggressiv zum Spenden als Zeichen des tiefen Glaubens aufgefordert.

Gläubige in tranceähnlichem Zustand: Messe der Lighthouse Chapel International.

FOTO: DAGHEWARDMILLS.ORG



Dafür wurden den Gläubigen in London gleich Formulare für Kreditkarten-Zahlungen gereicht – versehen mit dem Vers: «Gott liebt den grosszügigen Geber.»

So erfolgreich die pfingstlich-charismatischen Missionen in Afrika heute sind, so marginal blieb bislang ihr Einfluss in Europa. Der Spill-over, also das Überschwappen der Bewegung von afrikanischen Predigern in Europa auf die Europäer selbst, wollte bislang nicht recht gelingen.

«Die Ausstrahlung dieser Gemeinschaften auf ihre Gastmilieus in Europa ist meist sehr beschränkt», sagt Andreas Heuser. Die afrikanischen Kirchen fänden in Europa vor allem bei Migranten neue Anhänger.

Zwar wurden laut einer Studie des Kirchenberaters Peter Brierley alleine in London während acht Jahren 450 neue Pfingstkirchen eröffnet, die von einer Viertelmillion Menschen besucht würden. Doch eine Vermischung mit gebürtigen Engländern findet dort meist nicht statt.

Beschränkter Erfolg in Europa

«Die meisten Europäer fühlen sich durch die Predigt eines simplen, dualistischen Weltbilds von Gut und Böse, Gott im Himmel hier und Teufel in der Hölle dort, nicht angesprochen», ist Heuser überzeugt. Aufklärung und Säkularisierung haben nachhaltige Spuren im hiesigen Kirchenverständnis hinterlassen. Hinzu kommt: Viele Menschen in Europa sind bereits reich; sie müssen nicht mehr dafür beten.

Eine Ausnahme ist Sunday Adelaja und seine Embassy of God in der Ukraine; die grösste charismatische Gemeinde Europas, mit über 20 000 Anhängern alleine in Kiew – die meisten davon Ukrainer. Sie wird von einem Immigrant aus Nigeria geführt.

Adelaja hat es geschafft, ein Sozialhilfesystem aufzubauen, was der Staat bis heute nicht zustande bringt. Die Embassy of God unterhält rund 500 Freiwilligenorganisationen, die Rehabilitationszentren für Drogenabhängige, Gassenküchen und Arbeitsprogramme für Obdachlose betreiben. Seine Missionare, genauso wie die Ärzte der LCI in Westafrika, verbessern die Lebenssituation vieler armer Anhänger tatsächlich.

Die etablierten protestantischen Kirchen werfen Adelaja zwar Personenkult, Überhöhung seiner Verdienste und Vergöttlichung von Wachstum und Geld vor. Und die orthodoxe Kirche lehnt ihn ab.

Doch Adelaja kümmert das wenig. Der Erfolg scheint ihm recht zu geben. Nach eigenen Angaben unterhält er heute Kirchen in über 40 Ländern. Genauso wie bei seinen Brüdern und Schwestern in Afrika reicht seine eigene Mission schon lange über staatliche Grenzen hinaus. Schliesslich hat er sich nichts Geringeres zum Ziel gesetzt, als die Re-Christianisierung eines gesamten Kontinents.

tageswoche.ch/+9qr73

Filmtipp: Der Basler Filmer Andrea Müller hat für seine Reportage «Kreuzzug – Das neue Christentum» zahlreiche Pfingstgemeinden besucht. Trailer: bit.ly/1rrgITl

LCI Basel

Die ghanaische Kirche betreibt weltweit über 1500 Missionen – eine davon in Basel.

«Es wird Zeit, dass wir die Schweiz retten»

von Samuel Schlaefli

Sonntag, 10 Uhr, in einem kleinen, unspektakulären Konferenzzimmer des Hotels Best Western im Basler Stücki-Areal: Vor drei Dutzend adrett aufgereihter Stühle steht ein schwarzer Altar aus Holz. Darauf leuchtet eine gelbe Plakette mit dem Logo der Light House Chapel International (LCI), ein Kreuz vor einem Leuchtturm in stürmischer See. Die LCI zählt zu den erfolgreichsten westafrikanischen Pfingstkirchen mit Hunderttausenden von Anhängern (siehe Seite 13).

In der Schweiz sind es nur einige Hundert, mit Gottesdiensten in elf Städten. An diesem Morgen sind dem Ruf der Mission zehn Kinder und 25 Erwachsene zwischen 20 und 50 Jahren gefolgt – viele Männer in dunklen Anzügen, die Frauen in farbigen Blusen. Die meisten kommen ursprünglich aus Westafrika; man spricht Englisch.

Johnson Appiah, der «Shepherd» (eine Art Hilfsprediger), eröffnet den Gottesdienst. Er dreht Runden vor dem Altar und preist mit lauter Stimme den allmächtigen Jesus. In seinem Rücken werden auf eine Leinwand Bibelzitate und später Liedertexte gebeamt. Nach einigen Minuten Gottespreisung ertönt Musik. Die Gläubigen um mich wissen, was zu tun ist: Das persönliche Gespräch mit Jesus beginnt – unterlegt von euphorischem Europop. Einige laufen im Konferenzzimmer umher und brummeln Unverständliches vor sich hin. Andere bleiben an ihrem Platz, schliessen die Augen und öffnen die Arme Richtung Himmel.

Die nächsten zwei Stunden oszillieren zwischen weiterem Gebrabbel, einer mit viel Humor vorgetragenen Predigt von Priester Christian Anaman, dem zweimaligen Spendensammeln und Gesängen. Meine Nachbarn singen laut mit, klatschen in die Hände, lachen aus voller Kehle. Die Stimmung ist herzlich. Die kitschige Musik und das fröhliche Geschunkel erinnern ein wenig an ein Musikantenstadl.

Priester Christian Anaman ist ein grosser Mann mit eindringlichem Blick. Und er

ist ein begnadeter Geschichtenerzähler. Wenn er vom Schicksal von Salomon und Jeroboam erzählt, meint man, er berichte aus seinem Leben. Er lebt seit zwölf Jahren in Basel, ist mit einer Schweizerin verheiratet und arbeitet als Ingenieur.

Während seiner Predigt lobt er auch den Schweizer Tunnelbau. «Da wird sogar in der Nacht geschuftet. Und bei uns zu Hause sagen sie: «Die Götter werden euch bestrafen, wenn ihr in die Berge geht.» Später wird er auch von seiner Faszination für Seilbahnen erzählen und das ausgezeichnete Abfallmanagement im Land.

Die Schweiz als Vorbild

Nach dem Gottesdienst will ich von Anaman wissen, wie sein Verhältnis zur Basler Mission ist, die Ghana im 19. Jahrhundert christianisierte. «Sie werden in Ghana nichts Schlechtes über die Basler Missionäre hören», sagt er. «Sie haben Bildung, Gesundheitswesen und vor allem das Wort Gottes gebracht. Was uns sie brachten, gewichte ich viel höher, als was sie uns nahmen.»

Die Schweiz könne ein Vorbild für Afrika sein, sagt er. Den Wohlstand führt er auf christliche Werte zurück. Die heutige Schweiz bereitet ihm dagegen Sorgen: überall Drogen und Pornografie, Stress und Depression. Und wer in einem Gottesdienst sitze, treffe dort nur noch alte Leute. «Es wird Zeit, dass wir das Wort Gottes zurückbringen und die Schweiz retten.» Auf die Leistung seiner Mission bei der Integration von afrikanischen Migranten angesprochen, sagt Anaman: «Wir sind offen für alle. Aber wir wollen nicht in erster Linie Migranten anziehen, sondern Schweizer.»

Übrigens: Der Gottesdienst nahm für mich ein unerwartetes Ende. Anaman hiess mich vor der Gemeinde als neues Mitglied willkommen. Danach wurde mir 35-mal die Hand geschüttelt. Mehr Gastfreundlichkeit ist in der Schweiz an einem Sonntagmorgen schwer zu finden. Gerne lasse ich Anaman am Ende unseres Gesprächs deshalb im Glauben zurück, dass er heute wieder Mal eine Schweizer Seele gerettet hat.

tageswoche.ch/+jynbl

Die Kakaoproduktion und der Kakaohandel an der afrikanischen Goldküste, dem heutigen Ghana, erhielten wichtige Anstösse durch die Basler Mission.

Christliche Pioniere im Geschäft mit Kakao

von Martin Stohler

Neben der Verbreitung des Glaubens erachteten es die Missionare der 1815 gegründeten Basler Mission auch als ihre Aufgabe, unter den afrikanischen Heiden die europäische Arbeitsauffassung zu propagieren. In ihr sahen sie einen Garanten für die wirtschaftliche Besserstellung ihrer Schäfchen. In diesem Zusammenhang stehen auch die Bestrebungen, den ursprünglich in Zentralamerika beheimateten Kakao in der britischen Kolonie Goldküste, die 1957 in Ghana aufging, anzubauen.

Der Erste, der dies versuchte, war der Missionar Johannes Haas aus Sissach. Doch die von ihm im Januar 1858 gesetzten Samensprossen nicht.

Sein Nachfolger, der Zürcher Missionar Johann Jakob Lang, war etwas erfolgreicher. Im November 1861 konnte er sich an 10 Kakaobäumchen freuen. Sein Glück war allerdings von kurzer Dauer. Bis August 1863 waren alle zehn Bäumchen Käfern oder Würmern zum Opfer gefallen.

Erst dem ehemaligen Missionsschüler Tetteh Quarshie gelang es schliesslich, Kakao in Ghana anzubauen. Tetteh Quarshie war ursprünglich in der Werkstatt der Basler Mission in Christiansborg zum Schmied ausgebildet worden. 1879 stahl er in einer Kakaopflanzung auf der Insel Fernando Po einige Setzlinge und schmuggelte diese in seine Heimat. Seine Pflanzen gediehen. Und bald war er nicht mehr der einzige Kakaobauer an der Goldküste.

In den Anfangszeiten des Kakaoexports von der Goldküste spielte die mit der Basler Mission verbundene Basler Missionshandlungsgesellschaft (MHG) eine wichtige Rolle. Die erste schriftlich belegte Kakaoausfuhr von der Goldküste erfolgte am 20. Januar 1893.

Damals wurden 177 Pfund Kakao mit dem Dampfschiff «Professor Woermann» nach Hamburg verschifft und dort von einem Agenten der Missionshandlungsgesellschaft in Empfang genommen.

Die Basler Missionshandlungsgesellschaft war im Jahr 1859 aus Kreisen, die der Basler Mission nahestanden, gegründet worden. Ihr Zweck war es, Güter in Länder, in denen die Basler Mission tätig war, zu exportieren und von dort wiederum Kolonialwaren in Europa zu importieren.

Der Siegeszug des Kakaos gründet auf einer Schweizer Errungenschaft, der Erfindung der Milkschokolade.

Die Missionshandlungsgesellschaft war als Aktiengesellschaft konzipiert. Ihre Statuten legten fest, dass an die Aktionäre eine Dividende von sechs Prozent ausbezahlt und der Rest des Gewinns je zur Hälfte zwischen Aktionären und Basler Mission geteilt werden sollte.

Die Missionshandlungsgesellschaft war es, die anfänglich grosse Teile des an der Goldküste geernteten Kakaos exportierte. Um 1900 ging etwa ein Drittel des Goldküsten-Kakaos durch ihre Faktoreien. Damals lag die Welt-Kakaoproduktion bei 115 000 Tonnen, davon steuerte die Goldküste lediglich 1000 Tonnen bei.

Im Jahr 1911 wurden weltweit bereits 244 000 Tonnen Kakao produziert, wobei der Anteil der Goldküste auf einen Sechstel davon angestiegen war. Der Exportanteil der Missionshandlungsgesellschaft war damals allerdings auf 18 Prozent geschrumpft.

Dass die Nachfrage nach Kakao gegen Ende des 19. Jahrhunderts derart zunahm und bis heute anhält, ist nicht zuletzt einer Schweizer Erfindung und ihrer industriellen Verwertung geschuldet.

Im Jahr 1875 nämlich gelang es Daniel Peter in Vevey die erste Milkschokolade der Welt herzustellen, indem er Kakaobutter und Kondensmilch mischte. Und vier

Wie der Kakao die Welt eroberte

Der Kakao ist eine typische Kolonialware mit einer komplexen Geschichte.

Ursprünglich gehörte er in den mittelamerikanischen Kulturraum. Die Entdeckung der Kakaobohne als Genussmittel wird den Olmeken zugeschrieben, die um 1000 v. Chr. in den Flachlandwäldern des südlichen Mexiko lebten.

Der Kakao wurde von der dortigen Oberschicht als Getränk genossen, daneben fand die Kakaobohne auch Verwendung als Zahlungsmittel.

Mit der Kolonialisierung Zentral- und Südamerikas durch die Spanier und Portugiesen gelangte der Kakao auch nach Europa. Im 17. Jahrhundert war die heisse Schokolade gar das Hauptgetränk an Fürsten- und Königshöfen. Später machten ihm allerdings Tee und Kaffee den ersten Rang streitig.

Importiert wurde Kakao bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts vorwiegend aus Südamerika. «Die ersten Kakaopflanzungen», schreibt die Historikerin Andrea Franc in ihrem Buch «Wie die Schweiz zur Schokolade kam», «lagen im heutigen Venezuela und waren in der Hand der spanischen Handelsgesellschaft Real Compañia Guipuzcoana. Zwischen 1730 und 1784 exportierte die Gesellschaft 43 000 Tonnen Kakao nach Spanien. Zu dieser Zeit wurden die Plantagen schon längst mit Sklaven bewirtschaftet. Zwischen 1650 und 1750 sollen jährlich 20 000 Sklaven in Curaçao angekommen sein, danach sogar bis zu 100 000 im Jahr.»

Gegen Ende des 19. Jahrhunderts wurden dem Kakaoanbau neue Anbaubiete in Asien und vor allem in Westafrika erschlossen. Dazu gehörte auch die britische Kolonie Goldküste, die 1957 zusammen mit Deutsch-Togo im heutigen Ghana aufging.



Ghana ist heute der zweitgrösste Kakaoproduzent der Welt. Ernte in Ghana in den 1930er-Jahren. FOTO: MISSION21: BMA QD-34.001.0017

Jahre später erfand Rudolf Sprüngli in Zürich eine Maschine, mit der sich Fondantschokolade produzieren liess.

Der neue Schweizer Wirtschaftszweig entwickelte sich stetig. 1899 kam es mit dem Zusammenschluss der beiden Zürcher Firmen Lindt und Sprüngli auch zur ersten Fusion in der Branche. Schon früh setzte man auf Expansion im Ausland: 1882 eröffnete Suchard eine Fabrik in Lörrach, die Firma Peter belieferte ab 1902 den amerikanischen Markt und nahm ab 1907 in Fulton im Bundesstaat New York eine Produktionsanlage in Betrieb.

Dem Aufstieg der Schweizer Schokoladeindustrie war förderlich, wie die Historikerin Andrea Franc bemerkt, «dass auch grosse Betriebe rasch entstanden und sich schnell auf dem internationalen Markt durchzusetzen wussten».

Ab den 1920er-Jahren lieferte die Goldküste zeitweise fast die Hälfte des weltweit produzierten Kakaos. Die Missionshandlungsgesellschaft und ihre Nachfolgegesellschaften exportierten noch bis 1960 Ka-

kao aus der britischen Kolonie Goldküste beziehungsweise aus dem im Jahr 1957 unabhängig gewordenen Ghana, dann zog man sich aus diesem Geschäft zurück.

Ebola bedroht das Geschäft von Afrikas Kakaobauern.

Gegenwärtig ist Ghana mit einem Anteil von 15 Prozent an der Weltproduktion von rund 5 Millionen Tonnen jährlich der zweitgrösste Kakaoproduzent hinter der Elfenbeinküste (33 Prozent). Angesichts der ungebrochenen Beliebtheit von Milchschokolade und der neuerdings in Mode gekommenen Schokolade mit sehr hohem Kakaogehalt darf man davon ausgehen, dass die Nachfrage nach Kakao weiterhin stark bleiben wird.

Dennoch stehen den afrikanischen Kakaobauern möglicherweise schwere Zeiten bevor. Die Elfenbeinküste und Ghana

scheinen zwar vorläufig von der Ebola-Epidemie verschont geblieben zu sein.

Ob dies so bleibt, ist ungewiss. Die Elfenbeinküste hat zwar die Grenze zu Guinea und Liberia geschlossen, doch sind diese Landstriche schwer zu kontrollieren und die Grenze ist durchlässig.

«Daher verwundert es nicht», schreibt die NZZ vom 18. Oktober 2014 auf ihrer Börsenseite, «dass die Befürchtungen um die Kakaoernte bzw. deren Transport innerhalb der beiden Länder (Elfenbeinküste und Ghana) und die zeitgerechte Verschiffung von der Küste die Preisgestaltung beeinflussen haben und wahrscheinlich noch für eine Weile beeinflussen werden. Verbreitete Reiserestriktionen und Quarantänen in den beiden Anbauländern könnten im schlimmsten Fall den ganzen Produktionsapparat zum Stillstand bringen.»

Es sind dies Aspekte der Kakaoproduktion, mit denen seinerzeit weder die beiden Schweizer Missionare noch Tetteh Quarshie gerechnet haben dürften.

tageswoche.ch/+rmxhf

×

Das Pharmaunternehmen Roche investiert in den nächsten zehn Jahren drei Milliarden in den Standort Basel.

Roche will hoch hinaus in Basel

von Matthias Opliger

Der Roche-Turm («Bau 1») ist noch nicht fertig und schon kündigt das Pharmaunternehmen an, einen noch höheren Turm bauen zu wollen. Das neue Bürogebäude soll 205 Meter hoch werden und insgesamt 1700 Arbeitsplätze beherbergen. Der voraussichtliche Bezugstermin liegt im Jahr 2021. Das gab die Roche am Mittwochmorgen bekannt.

Der «Bau 2» wird die sichtbarste Veränderung auf dem Roche-Areal sein, er stellt aber dennoch nicht die grösste Investition dar. Insgesamt will Roche in den nächsten zehn Jahren drei Milliarden Franken in den

Standort Basel investieren. Für neue Gebäude, modernere Infrastruktur und Renovationen (rechts die einzelnen Projekte in der Übersicht).

Auch wenn die Arealentwicklung zusammen mit dem Architekturbüro Herzog & de Meuron erstellt wurde, sei es nicht die Idee, dass diese auch sämtliche Gebäude bauen sollen, sagt Standortleiter Jürg Erismann: «Aber die gestalterischen Vorgaben sind definiert, wir wollen den klaren, nüchternen Baustil beibehalten.»

Das Ziel der Rieseninvestition sei, möglichst viele Arbeitsplätze an einem Ort zusammenzuführen, erklärt Roche-CEO

Severin Schwan: «Diese Projekte wurden nötig, weil die Roche in den letzten Jahren sehr erfolgreich war und ein grosses Personalwachstum verzeichnen konnte.»

Ausserdem ergebe sich dadurch die Möglichkeit, planerische und bauliche Fehler der Vergangenheit zu beheben. Schwan spielt damit auf die beiden Bürogebäude im Nordwesten des Areals an. «Die dortigen Arbeitsplätze sind unattraktiv und die Gebäude sind regelrechte Energieschleudern.»

Als Folge der regen Bautätigkeit können diverse ältere Gebäude zurückgebaut werden. So etwa der riegelartige Bau entlang der Rheinpromenade zwischen Schaffhauser Rheinweg und Solitude. «Durch die Verdichtung entstehen neue Freiräume im südlichen Teil des Areals», sagt Standortleiter Erismann.

Der Grosse Rat hat das letzte Wort

Ob die Öffnung Richtung Rhein rein visueller Natur bleiben wird, oder ob die frei werdenden Flächen auch öffentlich zugänglich sein werden, kann Erismann noch nicht sagen. «Dafür sind die Pläne noch nicht konkret genug.» Der Rückbau der besagten Gebäude steht ganz am Ende der zehnjährigen Investitionsperiode, erfolgt also frühestens 2024.

Ob Roche alle diese Gebäude tatsächlich bauen darf, hängt jedoch vom Grosse Rat ab. Denn für die Bauten nördlich der Grenzacherstrasse (Forschungszentrum und Bau 2) ist ein neuer Bebauungsplan nötig. Dieser soll Anfang 2015 eingereicht werden.

CEO Schwan ist zuversichtlich, dass der Plan durchkommt. «Wir stehen in engem Austausch mit Regierung und Behörden. Die Rückmeldungen sind durchwegs positiv, auch aus dem Parlament.»

Ob die neuen Freiflächen am Rhein zugänglich sein werden, lässt Roche noch offen.

Unmittelbar nach der Bekanntgabe der Investitionspläne durch Roche, verkündete die Regierung, diese Entwicklung zu begrüssen. Als grösste Herausforderung bezeichnete der Regierungsrat indessen die städtebauliche Integration der Arealentwicklung.

Ausserdem sei ein besonderes Augenmerk darauf zu richten, dass das höhere Verkehrsaufkommen stadt- und quartierverträglich bewältigt werden könne. Ins gleiche Horn bliesen die Grünen, die ausserdem auf eine ökologische Verträglichkeit der Arealentwicklung pochten. Die CVP wiederum lobte das Bekenntnis zum Standort und zum öffentlichen Verkehr. ×

Ein Video der Arealentwicklung im Zeitverlauf und mehr Bilder online unter: tageswoche.ch/+zcriy

ANZEIGE

SWISS 
 DRY AGED BEEF

- ★ Höchste Metzger-Handwerkskunst für beste Fleischqualität.
- ★ Besonders zart – für leidenschaftliche Gaumenfreuden.
- ★ Bis zu sechs Wochen am Knochen gereiftes Rindfleisch.

NEU
 Exklusiv im MParc
 Dreispitz

Mo. bis Fr.: 9.00 – 20.00 Uhr
 Sa.: 8.00 – 18.00 Uhr
 Münchensteinerstrasse 200
 4053 Basel

Dreispitz

MPARC



Das Roche-Areal der Zukunft im Wettsteinquartier: Prunkstück ist ein 205 Meter hoher Turm.

VISUALISIERUNG: ROCHE

Bauprojekte in der Übersicht

Forschungs- und Entwicklungszentrum. Dort, wo sich heute der Bau 74 befindet, sollen bis 2022 vier unterschiedlich hohe Gebäude (16m, 28m, 72m und 132m) zu stehen kommen. Darin finden knapp 2000 Forscher Platz. Baubeginn: 2017, Kostenpunkt: 1,2 Milliarden Franken.

Forschungsgebäude für Tierversuche («in vivo»). An der Wettsteinallee entsteht ein «modernes, innovatives» Forschungsgebäude für Tierhaltung. Baubeginn: Anfang 2016, Kostenpunkt: 230 Millionen Franken.

Bürohochhaus «Bau 2». Auf 50 Geschossen sollen ca. 1700 Büroarbeitsplätze ent-

stehen. Der Turm wird sich optisch am bestehenden Bau 1 («Roche-Turm») orientieren. Noch steht jedoch nicht fest, ob er auch von Herzog & de Meuron gebaut wird. Er soll vis-à-vis, auf der anderen Seite der Grenzacherstrasse, zu stehen kommen. Baubeginn: noch unklar, Machbarkeit wird derzeit geprüft, Kostenpunkt: 550 Millionen Franken.

Büro- und Servicegebäude Nord. Zwei veraltete Gebäude im Nordwesten des Areals werden abgerissen. An der gleichen Stelle sollen vier Gebäude für Servicefunktionen (Feuerwehr, Medizinischer Dienst, Fitnessstudio, Fahrradparkplätze etc.) ent-

stehen. Baubeginn: ab 2015, Kostenpunkt: 350 Millionen Franken.

Logistikgebäude. Ein bestehendes Gebäude wird aufgestockt, modernisiert und die Energieeffizienz verbessert. Unter anderem entsteht dort ein automatisiertes Hochregallager. Baubeginn: Ende 2014, Kostenpunkt: 75 Millionen Franken.

Konzernleitungsgebäude. Der Bau 21 aus den 1930er-Jahren wird generalsaniert. Dies soll «schonend» geschehen, um die architektonisch wertvolle Bausubstanz zu erhalten. Baubeginn: 2016, Kostenpunkt: 85 Millionen Franken.



FÜR ALLE OHREN

Es ist nie zu früh, auf sein Gehör zu hören.
Eine persönliche Beratung mit kostenlosem Hörtest bei der HZ zeigt auf, was Sie für Ihre Ohren tun können.
Rufen Sie uns an für einen Termin.

Hörmittelzentrale Nordwestschweiz – für alle Ohren
Tel. 061 269 89 89 info@hz-hoeren.ch www.hz-hoeren.ch

Fr 24.10. 20:00 / So 26.10. 18:00 /
Mo 27.10. 20:00
Saisoneroöffnung · Einführung je 45 vor Beginn
«Lysistrata» – Kammeroperabend mit Musik von Kaspar Ewald und Jekabs Nimanis

Sa 25.10. 20:00
«Nordic Impressions» – Vokalensemble Putni
Im Anschluss: Podium zum Thema
«Singen als Zeichen des zivilen Ungehorsams»

Di 28.10. 20:00 · Konzert-Lesung
«Das grosse Heft»
Helena Bugallo und Désirée Meiser

Do 30.10. 21:00
«Nachtstrom 70» – Elektronisches Studio Basel

T 061 688 13 13

www.garedunord.ch



CANTATE BASEL KONZERTCHOR

HERBST 2014
STIMMENMEER **MORGEN**

Sa 25. Okt 2014 19.30 Uhr
So 26. Okt 2014 17 Uhr
Martinskirche Basel

Mit bis zu 40-stimmigen Chorwerken von Schütz, Victoria, Gabrieli, Benevoli, Josquin und Striggio.

Ensemble Il profondo auf historischen Instrumenten, Cantate Basel Konzertchor Tobias von Arb, Leitung

Fr. 52.- | Fr. 40.- | Fr. 28.-
Ermässigungen für Schüler und Studenten
Vorverkauf: Bider & Tanner, T 061 206 99 96 |
www.cantatebasel.ch | Abendkasse

FENSTERABDICHTUNG
Montage: vor Ort im Montagewagen

- energiesparend (ca. 25%)
- lärm-dämmend (ca. 50%)
- umweltschonend
- kostenbewusst

Wir sind spezialisiert...



Reissen Sie Ihre Fenster nicht heraus, wir sanieren sie!

F+T Fensterabdichtung GmbH
Eptingerstr. 48, 4132 Muttenz
Tel. 061 763 04 70
www.fensterabdichtung.ch

UPK **Universitäre
Psychiatrische Kliniken**
Basel

EINTRITT FREI

WIESO?

ÖFFENTLICHE PUBLIKUMSVORTRÄGE IN DEN UPK BASEL



WIE WICHTIG SIND SICHERE BEZIEHUNGEN?

EIN REFERAT VON:

**PROF. DR. MED.
ALAIN DI GALLO**

CHEFARZT KINDER- UND JUGENDPSYCHIATRISCHE
KLINIK UND TITULARPROFESSOR FÜR KINDER-
UND JUGENDPSYCHIATRIE UND -PSYCHOTHERAPIE
AN DER UNIVERSITÄT BASEL

**DONNERSTAG
30. OKTOBER 2014
19-20 UHR**
PLENUM 1, ÖKONOMIEGEBÄUDE
WILHELM KLEIN-STRASSE 27



www.upkbs.ch/
veranstaltungen

S&C

«wunderbar reichhaltig und klug konzipiert
+++ fantastische Fülle von anekdotischem
Material» (BaZ) «Schätze der Fernsehge-
schichte» (BZ) «rasant +++ kompetente Schau
+++ kurzweilig +++ lohnenswert» (NZZ)
«Fernsehen als Spiegel der Gesellschaft»
(SRF Kultur) »gelungen +++ prädiat sehens-
wert +++ Replay bitte» (TaWo)

FLIM- MER KISTE

60 JAHRE FERNSEHEN
ZWISCHEN ILLUSION
UND WIRKLICHKEIT

19.9.2014-8.2.2015

www.hmb.ch

hmb Museum für Geschichte
BARFÜSSERKIRCHE / BASEL

Kasper und die verzauberten Erdbeeren

für Kinder ab 4 J. und Erwachsene
Tokkel-Bühne Puppentheater im Zelt



25.10. bis 11.11.2014
täglich 14.30h und 16.00h
Herbstmesse Petersplatz, Basel

Das Vorstadttheater Basel jubiliert und feiert seinen Geburtstag mit einer Grossproduktion fast ohne Worte.

40 Jahre Pionierarbeit

von Dominique Spirgi

Wenige Tage vor Premiere ist in den Räumen des Vorstadttheaters das typische Flirren in der Luft zu spüren, welches das Theater jeweils in der Endprobenphase erfasst. Acht Wochen Probenarbeit hat das neunköpfige Ensemble hinter sich. «Wir mussten aus einem riesigen Wust an Improvisationen ein Stück bauen», sagt Matthias Grupp, Künstlerischer Leiter des Vorstadttheaters Basel und Regisseur der Jubiläumproduktion «Kopfhoch, tanzen!». Am Freitag, 24. Oktober, ist Premiere.

Für die Jubiläumproduktion – sie zeigt das Leben in einem Ballsaal während eines Zeitraums von 50 Jahren – hat das Team des Vorstadttheaters das Haus ziemlich umgekrempelt. Oder genauer: den Raum um 90 Grad gedreht. Das heisst, dass der St.-Alban-Saal, in dem das 1974 gegründete Theater seit 1979 seine feste Heimat hat, nun längsseits bespielt wird – das Foyer und die Bar mit eingeschlossen, sodass das eher kleine (aber feine) Theater mit einer gut 25 Meter breiten Bühne aufwarten kann.

Eine grosse Bühne ist nötig, denn das Ensemble der Produktion ist mit acht Schauspielerinnen und Schauspielern sowie einem Musiker ungleich grösser, als man dies im Vorstadttheater gewohnt ist. «Es ist grossartig, für einmal so viele Menschen im Theater zu haben», freut sich die Geschäftsführerin Britta Graf. Ungewohnt gross sei dadurch aber auch die Anspannung vor der Premiere geworden.

Matthias Grupp hat das Vorstadttheater mit der Schauspielerin Gina Durler vor sieben Jahren übernommen. Vor drei Jahren ist Britta Graf, zuvor bei der Kaserne Basel tätig, als Geschäftsführerin dazugestossen. Kein ganz leichtes Erbe, zumindest zu Beginn: Das Vorstadttheater trug das unverwechselbare Profil des Gründerpaars Ruth Oswald und Gerd Imbsweiler.

Die 1947 geborene Schauspielerin und ihr 2013 verstorbener Ehemann und Bühnenpartner haben das Haus aufgebaut, es 33 Jahre lang mit Erfolg geleitet und sich den Status als herausragende Pioniere des

Kinder- oder besser generationenübergreifenden Theaters erarbeitet.

Mit viel Mut und Engagement haben Oswald und Imbsweiler eine eigenständige, poetische und humorvolle (Kinder-)Theatersprache entwickelt, die auch existenzielle Themen wie Angst, Liebe oder Tod beinhaltet und den Kindern Stücke von eher sperrigen Autoren wie Eugène Ionesco «zumutete».

Plötzlich eine Lebensaufgabe

All dies stiess im In- und Ausland auf ein hohes Mass an Anerkennung, Zeichen dafür sind die vielen Preise, die das Gründerpaar entgegennehmen durfte: der Kunstpreis der Stadt Basel (1987), der Kulturvermittlungs-Preis der ASSITEJ, des Internationalen Dachverbands der Theater für ein junges Publikum (1996) und der Hans Reinhard-Ring (1999) – die höchste Theateraus-

zeichnung der Schweiz überhaupt – sind bloss die drei wichtigsten. «Wir hatten nie mit diesen Preisen gerechnet und sie auch nicht angestrebt», beteuert die Theatermitgründerin Ruth Oswald.

Gemeinsam mit ihrem Mann habe sie einfach Theater für Kinder machen wollen. «Gerd bettelte 5000 Franken zusammen und sagte: «So, jetzt fangen wir an»,», erinnert sie sich. «Im Januar 1974 gründeten wir die Träger-Genossenschaft und am 24. April, also nur gerade drei Monate später, standen wir mit unserer ersten Produktion auf der Bühne.»

Dass diese mit einem grossen finanziellen Risiko behaftete Parfoceleistung zur Lebensaufgabe würde, hätte Oswald auch nicht gedacht: «Wir wollten loslegen und schauen, wie lange wir durchhalten, wie lange wir Menschen finden, die den Weg gemeinsam mit uns beschreiten möchten.»

Es wurde eine lange Zeit. Verständlich daher, dass es dem Gründerpaar 2007 nicht leicht fiel, ihr Kind in neue Hände zu geben. Oswald betont aber, dass es gute neue Hände sind: «Sie bringen einen ganz anderen Theaterstil auf die Bühne, als wir dies taten, aber sie machen es sehr gut und mit viel Leidenschaft.»

Die leidenschaftliche Theaterarbeit des neuen Teams ist denn ebenfalls von Erfolg gekrönt. «Der Laden läuft, die Leute kommen», sagt die aktuelle Geschäftsführerin Britta Graf. In den vergangenen Spielzeiten war das Theater mit den Eigen- und Gastspielproduktionen im Durchschnitt zu 65 bis 72 Prozent ausgelastet. Das Ensemble wird von Gastspielanfragen aus dem In- und Ausland geradezu überhäuft. Und auch bei den bis Dezember vorreservierten Schulvorstellungen der nun am Wochenende anlaufenden neuen Spielzeit sind nur noch wenige Termine frei.

tageswoche.ch/+qoi9v

×

Letzte Proben im Vorstadttheater vor der Premiere zum 40-Jahre-Jubiläum.

FOTO: ZVG





Sowohl der Horburgpark (oben) als auch der Kannenfeldpark sind gemütlicher und sicherer, als es böse Zungen behaupten. Alle Basler Pärke in der Übersicht auf einer Karte und mehr Bilder online unter: tageswoche.ch/+9ijev.

FOTOS: STEFAN BOHRER



Stadtparks

Prostituierte, Betrunkene, Drögeler – Basels Pärke gelten als Sammelbecken für ungemütliche Gäste.

Besser als ihr Ruf

von Felix Michel

Vor einigen Tagen stand die Elisabethenanlage in den Schlagzeilen. «Aggressive Drögeler» und Alkoholiker sollen sich dort herumtreiben, schreibt die Jungliberale Partei Basel und fordert mobile Polizeiposten auf dem Areal. Solche Urteile gibt es auch andernorts. Sind die Basler Grünflächen wirklich so gefährlich, wie manche Stadtbewohner glauben? Der Reality-Check.

Elisabethenanlage

Vorurteil: Hier treffen sich die Bankangestellten vom Aeschenplatz auf ein Feierabendbier, während sich beim Musikpavillon gerade jemand einen Schuss setzt. Stimmts?

Voller Erwartungen an einen Basler Bahnhof Letten wage ich mich in die Elisabethenanlage. Bei meinem Besuch sehe ich einen jungen Mann, der sich gerade einen Joint dreht – auf einer Parkbank neben dem gepflegten Café Zum Kuss. Von Cannabiskonsum im Park berichtet auch die Stadtgärtnerei. Peter Gill von der Staatsanwaltschaft Basel-Stadt sagt, dass die Elisabethenanlage kein neuer Drogen-Hotspot sei. Aber eine offene Drogenszene? Das scheint uns doch recht weit hergeholt.

Voltamatte

Vorurteil: Unmittelbar neben diesem Park liegt der Novartis Campus. Die Mitarbeiter nutzen die Grünanlage rege und qualmen die Kinder auf dem Robi-Spielplatz voll. Stimmts?

Kinder turnen fröhlich auf dem Robi-Spielplatz herum, während in der Ferne zwei Novartis-Mitarbeiter miteinander reden und eine Zigarette paffen. «Auf der Voltamatte läuft alles rund», bestätigt Yvonne Aellen, Leiterin Grünflächenunterhalt der Stadt Basel. Tatsächlich: Es ist ruhig, friedlich und wir orten hier keine Probleme.

Claramatte

Vorurteil: In unmittelbarer Nähe zu einem Spielplatz suchen Prostituierte nach Freiern und nächtliche Spazier-

gänger erschauern vor Gewalttaten wie Messerstechereien. Stimmts?

An einer Hauswand lehnt eine stark geschminkte junge Frau, die so aussieht, als würde sie nach einem Freier Ausschau halten. Im Park selbst spielen Kinder und junge Erwachsene, auf der Rutschbahn, Schaukel, am Pingpongisch. Wir stellen fest: Die Matte ist weit friedlicher als ihr Ruf. Allerdings wirkt die Claramatte nachts tatsächlich wenig einladend, man möchte nicht genau wissen, was beim Pavillon abgeht, und bleibt dann doch lieber auf dem Trottoir.

Nachtigallenwäldeli

Vorurteil: Das Partyvolk nimmt das Nachtigallenwäldeli an den Wochenenden in Beschlag. Besoffene Streithälse, kreischende Teenies und verkotzte Wege sind die Folge. Stimmts?

«Tumult und Abfall gibt es am Wochenende eher bei der Kuppel», sagt Aellen. Ennet dem Birsig sei es aber meist sauber und ruhig. Im Nachtigallenwäldeli begegne ich tagsüber einem Hundehalter, der seinen Vierbeiner spazieren führt. Gill erklärt, dass es nachts hin und wieder zu Raubüberfällen komme.

«Grundsätzlich ist es nachts in keinem Park in irgendeiner Stadt ratsam, sich alleine dort aufzuhalten», sagt der Kriminalkommissär.

Kannenfeldpark

Vorurteil: «High werden» ist hier angesagt. Der Kannenfeldpark ist eine Kifferhochburg. Stimmts?

Angekommen in diesem wunderbaren Stadtwald, suche ich nach dem süßen Geruch von Mary Jane. Mir steigt aber nur der Schweiß eines Joggers in die Nase, der seine Runden durch den Park dreht. Auf den Parkbänken sitzen Leute, geniessen die frische Luft und essen zu Mittag. Über Nacht wird der Park geschlossen. Manchmal klettern nachts Jugendliche über die Mauer, sagt Yvonne Aellen. Trotzdem bleibe es im Kannenfeldpark zur Geisterstunde ruhig.

Horburgpark

Vorurteil: Sprayer toben sich in diesem Park aus und verunstalten öffentlichen Grund. Stimmts?

Ja, denn Sprayer dürfen sich in diesem Park legal austoben. Im Horburgpark schmücken Graffiti die Wände und verwandeln die grüne Fläche in ein urbanes Kreativstudio.

Schützenmattpark

Vorurteil: Ein Park mit zwei Gesichtern. Tagsüber lockt ein vielfältiges Freizeitangebot, während sich abends Sexorgien in Hecken und WC-Anlagen abspielen. Stimmts?

Ein Blick auf die Website der Gayszene zeigt, dass der Schützenmattpark als «Cruising-Areal» beliebt ist – als Ort für unkomplizierten Sex mit Gleichgesinnten. Auf der Suche nach unansehnlichen Überbleibseln schlendere ich durch die Anlage, stosse aber nur auf rüstige Rentner, die auf einer Parkbank die Herbstsonne geniessen. Kondome in Gebüsch? Fehlanzeige. Was nicht heisst, dass der Park als Treffpunkt passé sei. Nach nächtlichen Eskapaden werde alles wieder aufgeräumt, heisst es auf Anfrage bei der Stadtreinigung.

tageswoche.ch/+9jjev

×

ANZEIGE

★ GLUBOS ★

die Brockenbude am Rappoltshof 12 061 681 81 04



Mo 14.00-18.30 / Di-Fr 10.00-12.00 & 14.00-18.30 / Sa 10.00-16.00
mit dem Erlös unterstützen wir die Frauen-Oase Basel

WIR HOLEN ALLES BRAUCHBARE KOSTENLOS AB UND MACHEN WOHNUNGS- UND HAUSRÄUMUNGEN

Wegen seinen vielen Grenzübergängen stellt das Dreiländereck grosse Anforderungen an die Grenzschutz. Kommandant Roger Zaugg über Schlepper, Schmuggler und Einbruchtouristen.

«Die Basler Grenze

ist sicher»

von Andreas Schwald

Schnell über die grüne Grenze, in ein ruhiges Einfamilienhaus einbrechen – und wieder ab: Kriminalitätstouristen sind in der Nordwestschweiz ein drängendes Problem. Gerade das Baselbiet mit seiner grünen Grenze zu Frankreich leidet daran. In der Kriminalitätsstatistik des Bundes von 2013 weist der Kanton den höchsten Anteil von Einbruchdiebstählen im Rahmen der Gesamtdelikte auf.

Zur Verstärkung arbeitet die Polizei verstärkt mit dem Grenzschutzkorps zusammen. Die Grenzschützer haben eine grosse Erfahrung mit grenzübergreifender Kriminalität und können die Polizeikräfte massgeblich entlasten. Das Problem: Die Grenzschützer sind eine Bundesorganisation. Personell werden die Regionen nach Bedarf ausgestattet. Und dieser misst sich nicht am Personalbedarf der Kantonspolizei.

Die beiden Basler wollen deshalb mit Standesinitiativen für ein «schlagkräftiges Grenzschutzkorps» den Bund auffordern, den Bestand an Grenzschützern zu erhöhen. Eine Zahl wird nicht genannt, der Bestand soll situativ erhöht werden. Die Standesinitiativen sind derzeit in Bern hängig und müssen erst noch im Parlament behandelt werden.

Roger Zaugg ist Kommandant der Grenzschutzregion I, zu der die beiden

Basel gehören. Er sagt im Interview, er habe nicht zu wenig Leute, um seinen Auftrag zu erfüllen. Dennoch ist er dankbar für jede Stelle, die er zusätzlich erhält.

Wie sicher ist die Grenze in der Region?

Aus meiner Warte ist die Grenze in der Nordwestschweiz sicher. Natürlich ist das auch eine Frage der Betrachtungsweise. Aber verglichen mit den umliegenden Ländern in Europa sind wir sicher.

«Aktuell kann ich sagen: Die Kriminalitätszahlen waren schon höher.»

Aber insbesondere der Kriminalitätstourismus ist in der Region immer noch ein quälendes Problem, gerade wegen der Einbruchdiebstähle. Welchen Stellenwert messen Sie diesem Phänomen zu?

Der Kriminalitätstourismus ist auch für uns ein grosses Thema. Natürlich gab es den in der Region schon immer. Was sich änderte, waren die Form und das Volumen. Wir haben heute zum grössten Teil Personen aus Osteuropa, insbesondere aus Rumänien, die uns viel Arbeit machen. Gerade die grössere Mobilität dank Grenzöffnung und Visumserleichterungen ver-

einfacht den Kriminalitätstouristen natürlich vieles. Aus wirtschaftlicher Sicht ist die Schweiz sehr attraktiv. An diesem Wohlstand möchten andere teilhaben, auch auf kriminelle Art und Weise.

Wie entwickelt sich der Kriminalitätstourismus aus Sicht des Grenzschutzkorps?

Die Kriminalitätsstatistik ist Sache der Polizei und Justiz. Es ist aber tatsächlich immer eine Wellenbewegung. Aktuell kann ich sagen: Die Kriminalitätszahlen waren schon höher in unserer Region. Wir haben eine ruhigere Phase. Warum das so ist, kann ich aber nicht genau sagen. Wir arbeiten eng mit unseren Partnern der Kantonspolizeien und der ausländischen Behörden zusammen. Das führt sicher zu einer besseren Wirkung. Es spielen aber noch viele weitere Faktoren eine Rolle, wenn die Zahlen zurückgehen, manchmal sind es auch ganz banale. Vergessen wir nicht: Auch Kriminelle sind nur Menschen, und Menschen sind oft nicht berechenbar.

Auf welchen Wegen kommen die Kriminalitätstouristen in die Schweiz?

Es sind alle möglichen Verkehrsarten betroffen – Zug, Auto, Reisebus, Flugzeug. Eine Schwierigkeit dabei ist: Vielfach haben wir bei der Einreise das Gefühl, das könnte ein Kriminalitätstourist sein. Aber die Person benötigt kein Visum. Und da



Roger Zaugg ist seit 2011 Kommandant der Grenzschutzregion 1. Der 51-Jährige ist verheiratet und hat zwei Kinder. Er trat 1992 als Offizier ins Grenzschutzkorps ein und übernahm 2007 das Kommando über die mittlerweile aufgelöste Grenzschutzregion 7. Danach wechselte er in die Grenzschutzregion 1 mit Büro in Basel. 2013 hatte die Grenzschutzregion Basel 14 311 Fahndungen zu behandeln, das waren 1111 mehr als im Vorjahr. Ebenso stiegen die Einsätze zugunsten anderer Behörden von 758 auf 876.

Roger Zaugg: «Auch Kriminelle sind nur Menschen, und Menschen sind oft nicht berechenbar.»

FOTO: HANS-JÖRG WALTER

können wir nicht einfach hingehen und sagen: «Du darfst hier nicht rein.» Ein Reisender aus dem Schengen-Raum darf sich im Rahmen der Gesetze und Abkommen frei bewegen.

Was machen Sie dann?

Die grösste Herausforderung ist durchaus, die richtigen Leute herauszufiltern. Wir haben allein in der Grenzwachregion pro Tag eine Viertelmillion Fahrzeuge, die in die Schweiz einreisen. Davon können wir allein schon aus personellen Gründen nur einen Bruchteil kontrollieren. Das Schwierigste dabei ist also, in diesem riesigen Heuhaufen die Nadeln zu finden.

«Meine Aufgabe ist es nicht, zu jammern, dass wir zu wenig Leute haben.»

Und wie filtern Sie die Verdächtigen?

Das darf ich nicht sagen. Nur so viel: Da spielt eine Menge Erfahrung mit, das Gespür des Grenzwächters ist wichtig, und natürlich zählen auch nackte Tatsachen. Die Fakten können wir oft auch aus Fällen ableiten, die wir grossflächig analysieren, und daraus Schlüsse ziehen, die uns zum Erfolg führen. Es ist letztlich eine Mischung aus verschiedenen Faktoren: Das Wissen, die Erfahrung, die Wachsamkeit, die Neugier, die Menschenkenntnis des einzelnen Mitarbeiters – das spielt alles eine Rolle.

Derzeit sind Standesinitiativen der beiden Basel hängig, die mehr Personal fürs Grenzwachkorps fordern. Die Sicherheitsdirektoren beider Basel machen Druck. Haben Sie nicht genug Leute, um Ihren Auftrag zu erfüllen?

Doch. Aber das System in der Schweiz ist so ausgelegt, dass die nationale Politik sagt, wie hoch der Bestand im Grenzwachkorps sein soll. Wird der Bestand erhöht, dann teilt Jürg Noth, der Chef Grenzwachkorps in Bern, das Personal zu. Das hängt von der Risiko- und Lagebeurteilung ab, wie viele Grenzwächter auf die einzelnen Regionen verteilt werden. Selbstverständlich wäre ich froh, mehr Grenzwächterinnen und Grenzwächter zu haben, damit könnte ich auch mehr Wirkung erzielen.

Die Kantone sehen das natürlich anders. Die hätten gerne mehr Grenzwächter zur Unterstützung.

Korrekt. Meine Aufgabe ist es deshalb nicht, zu jammern, dass wir zu wenig Leute haben, sondern dafür zu sorgen, dass wir mit dem aktuellen Bestand gerade die Bereiche Kriminaltourismus, illegale Migration und organisierten Schmuggel so gut wie möglich unterbinden können. Gleichzeitig muss ich auch auf den Hauptachsen wie den Autobahnen den Service Public aufrechterhalten, sprich: die Verzollung von Einkäufen an den Grenzübergängen sicherstellen.

Es klingt jedenfalls danach, als ob die Polizei gerne ein paar Grenzwächter



Roger Zaugg: «Der Einkaufstourismus beschäftigt uns sehr.»

FOTO: HANS-JÖRG WALTER

mehr ausleihen würde. Fühlen Sie sich da nicht ausgenutzt?

Nein. Wir arbeiten ja täglich mit der jeweiligen Polizei der umliegenden Kantone zusammen. Wir haben auch sehr gute Schnittstellen nach Deutschland und Frankreich, zumal wir als dreisprachige Bundesorganisation keine Probleme mit der Sprache haben. Da entstehen viele Synergien, gerade auch bei den Schwerpunkteinsätzen mit der Kantonspolizei, etwa bei den gemeinsamen Patrouillen im grenzüberschreitenden Bereich.

«Verzollung und das Aufdecken von Gelegenheitsschmuggel: Das sind Arbeiten, die uns stark auf Trab halten.»

Immerhin, die Grenzwächter erledigen zunehmend mehr Polizeiarbeit.

Alle Kontrollen, die wir machen, leiten sich aus dem Zollgesetz ab. Die Kantone haben uns aber die Erledigungskompetenz abgetreten, das heisst, wir müssen nicht jedes Mal die Kantonspolizei anrufen, wenn jemand zum Beispiel wegen einer Verkehrsbusse ausgeschrieben ist. Das kostet uns zwar Zeit zur Erledigung, davon profitiert aber die Kantonspolizei. Sie hat wiederum mehr Zeit für ihre eigene Arbeit. Und letztlich ist es auch effizienter und kunden-

freundlicher, wenn nur eine Behörde damit zu tun hat und nicht zwei.

Das Grenzwachkorps ist eine Bundesorganisation und nicht an Kantone gebunden. Wie flexibel sind Sie personell?

Wir sind ein nationales Korps ohne Reserve. Unsere ausländischen Kollegen haben eine Reserve, wir nicht. Das führt dazu, dass ich, wenn sich zum Beispiel die Lage im Süden verschärft, meine Mitarbeiter in eine andere Region schicken muss. Das führt in der Region vorübergehend zu Unterbeständen. Aber das ist die Mechanik, das muss so sein. Weil wir aber eine flexible Organisation haben, ist das auch machbar. Wir stehen bei einem Ereignis also nicht an und sagen: Oh, jetzt haben wir keine Leute mehr, wir können nicht eingreifen. Wir können sehr rasch reagieren.

Sie sind ja nicht nur im Inland tätig.

Ja, hinzu kommen die Auslandseinsätze. Ich habe Leute, die als Verbindungsbeamte an ausländischen Flughäfen im Einsatz sind, derzeit etwa in Spanien. Das ist ein erster Filter für die Flüge in die Schweiz. Dann sind wir an Frontex beteiligt, der europäischen Grenzschutzorganisation, auch dort sind Leute von uns an der Schengen-Aussengrenze. Und jetzt kann man sagen, die Leute fehlen natürlich im Land. Aber das stimmt nicht: Die fassen dort auch Leute – und das sind Leute, mit denen sich hierzulande die Polizei und die Justiz nicht mehr beschäftigen müssen. Es ist also eine gute Lösung, wenn wir die Abhaltung an der Aussengrenze erhöhen können.

Wenn das Kontingent nun erhöht würde, was hiesse das für Sie?

Sollte das Parlament die Standesinitiative gutheissen, würde der Chef Grenzschutzkorps entscheiden, welche Region wie viele Leute erhält. Es ist noch ein zusätzliches Geschäft hängig, in dem es um weitere 35 Stellen geht. Dieses Geschäft ist auf gutem Weg, da hoffe ich, dass das durchkommt. Wenn die Standesinitiative durchkommt, kann ich jedenfalls davon ausgehen, dass auch die Nordwestschweiz davon profitiert.

«Die Forderung nach einer Grenzschiessung ist völlig unrealistisch.»

Im Bereich Migration ist derzeit besonders das Tessin wegen der Nähe zu Italien betroffen. Was spielt sich an der Nordgrenze ab?

Der Hauptdruck entsteht derzeit tatsächlich im Süden. Es kommen auch immer wieder illegale Migranten durch den ersten Filter an der Grenze. Und da ist es unsere Aufgabe, den zweiten Filter aufrechtzuerhalten. Wir greifen besonders in den Zügen immer wieder Leute auf, aber die Anzahl ist längst nicht vergleichbar mit den Zahlen an der Südgrenze. Bedenken Sie: Je früher wir jemanden anhalten können, desto kleiner ist der Aufwand, den wir mit Rückweisungen und Ähnlichem haben. Daher macht es auch absolut Sinn, dass ich Mitarbeiter zur Verstärkung an die Südgrenze schicke.

Gerade wegen der starken Migrationsströme wurden im Tessin die mobilen Hinterlandkontrollen kritisiert: Sie seien nicht effektiv. Man würde besser die Grenze komplett zumachen.

Übersetzen wir das mal für die Nordgrenze. Wir haben hier über 150 Grenzkilometer. Das würde heissen, wir müssten ungefähr von Rodersdorf her jede Strasse, die über die Grenze führt, rund um die Uhr mit zwei Mann besetzen. Dazu kommt noch die grüne Grenze mit ausgebauten Waldwegen, die wir ebenfalls zumachen müssten. Die Forderung nach einer Grenzschiessung ist völlig unrealistisch, allein schon mit unserem Bestand. Und stellen Sie sich mal die Wartezeiten an der Grenze vor. Ich glaube kaum, dass die Gesellschaft das heute akzeptieren würde.

Wie gut sind die mobilen Kontrollen?

Aus meiner Sicht sind diese Kontrollen sehr wirkungsvoll. Die Mitarbeiter sind nicht an einen Grenzübergang gebunden. Sie können kurzfristig ihren Standort wechseln, sind also sehr flexibel, und das ergibt einen nicht zu unterschätzenden Unsicherheitsfaktor. Sieht man uns nicht, heisst das noch lange nicht, dass wir nicht da sind. Betrachten wir die Aufgriffe, die wir mit diesen Kontrollen machen, dann ist meine Einschätzung durchaus gerechtfertigt.

Wie weit ins Hinterland reichen die Einsätze?

Das hängt von den Vereinbarungen mit den Kantonen ab. In Basel-Stadt ist es der ganze Kanton, im Baselbiet können wir so weit gehen, wie es für uns Sinn macht. Im Aargau reichen die mobilen Hinterlandkontrollen normalerweise bis zur A1; die Autobahn überlassen wir der Kantonspolizei. Aber wenn wir natürlich gemeinsame Einsätze mit der Kantonspolizei machen, steht uns der ganze Kanton offen.

Insbesondere die Region Basel kennt das Phänomen Einkaufstourismus durch die unmittelbare Nähe zum Euroland. Wie stark ist das Grenzschutzkorps dadurch belastet?

Der Einkaufstourismus ist etwas, das uns in der Region tatsächlich sehr beschäftigt. Verzollung und das Aufdecken von Gelegenheitsschmuggel: Das sind alles Arbeiten, die uns stark binden und uns natürlich neben der Kriminalitätsbekämpfung und der illegalen Migration stark auf Trab halten.

Wie viele Ressourcen wenden Sie für die Zollkontrollen auf, die Ihnen bei der Kriminalitätsbekämpfung fehlen?

Das kann ich so nicht sagen. Die Übergänge sind auch fließend. Da kontrolliert man, findet ein paar Kilogramm Fleisch zu viel im Kofferraum und kontrolliert weiter. Dann merkt man, die Person hat einen gefälschten Ausweis, und da niemand aus Spass mit einem gefälschten Ausweis durch Europa fährt, ist es vielleicht ein professioneller Schmuggler oder ein Schlepper – und schon sind wir wieder im Bereich der Kriminalität. Daher ist es schwer zu sagen, welche Ressourcen wir für welchen Bereich einsetzen. Das eine kann jederzeit zum anderen führen.

Und wie kontrollieren Sie die Einkaufstouristen?

Auch das darf ich Ihnen nicht sagen. Aber es ist dieselbe Mischung, die zählt und die unsere Arbeit ausmacht – das Wissen, die Erfahrung, die Wachsamkeit, die Neugier und die Menschenkenntnis des Grenzwächters oder der Grenzwächterin. Zusammenfassend kann ich es so formulieren: Wir haben mehr Aufgriffe wegen Kriminalität an der Grenze zu Frankreich und mehr Fälle von Schmuggel an der Grenze zu Deutschland.

tageswoche.ch/+81y38

×

ANZEIGE

MUSEUM
DER KULTUREN BASEL

Ausstellung
ab 25. Oktober 2014

STROH GOLD

KULTURELLE
TRANSFORMATIONEN
SICHTBAR GEMACHT

Museum der Kulturen Basel
Münsterplatz 20, CH-4051 Basel
T +41 61 266 56 00
www.mkb.ch

Freizeit

Was dieses Jahr neu ist an der Basler Herbstmesse

von Brendan Bühler

Am Samstag startet zum 54. Mal die Basler Herbstmesse. Nach dem Einläuten stehen 506 Geschäfte für die Besucher der Herbstmesse bereit. «Da ist alles mitgezählt – vom Boxstand bis zur Confiserie», sagt der Leiter der Fachstelle Messen und Märkte, Daniel Arni.

Das sind etwa fünf mehr als im vergangenen Jahr. Das Angebot bleibt grundsätzlich gleich: Wie 2013 sind dieselben Plätze Teil der Messe. Auch in der Halle 3 ist das Motto dasselbe wie im letzten Jahr: «Super 80s».

Das Konzept der Halle beschreibt Sabine Horvath vom Standortmarketing Basel-Stadt folgendermassen: «Wir wollen einen generationenübergreifenden Effekt. Die Eltern sollen die Bahnen von früher erleben, jetzt aber mit dem Nachwuchs.» Als Bahnen-Highlight nennt Horvath dieses Jahr die Bahn Hully Gully. Die Bahn ist eine Art Karussell, nur auf dem Boden.

Aber nicht nur im nostalgischen Bereich gibt es Neues. Zum ersten Mal gibt es

einen 80 Meter hohen Freifallturm auf dem Messeplatz. Der Turm ist der grösste, der jemals in Basel war. Die Passagiere werden sich zum ersten Mal wirklich im freien Fall befinden. Die bisherigen Türme simulierten nur den freien Fall.

Auch eine neue Achterbahn mit hängenden Gondeln wird auf dem Kasernenareal stehen. Vom Kasernenareal sollen die Besucher dieses Jahr zudem schneller zu den anderen Kleinbasler Standorten kommen. Aus diesem Grund wird es einen neuen «Mäss-Bus» geben. Von 12 Uhr bis zum Betriebsschluss wird der «Mäss-Bus» im 10-Minuten-Takt zwischen den Standorten Kaserne, Halle 3 und Messeplatz verkehren.

Zudem wird vom Messeplatz in Richtung Halle 3 eine «Touristen-Eisenbahn» fahren, wie Horvath sie nennt. Diese Eisenbahn ist allerdings motorisiert und braucht keine Schienen.

Ein «Mäss-Bus» für die Besucher

Der «Mäss-Bus» und die motorisierte Eisenbahn sind dieses Jahr die grössten Neuerungen. Kleinere Anpassungen gibt es an der Sperrstrasse (vor der Halle 3). An der Strasse werden beidseitig Stände stehen, eine Verpflegungsecke wird aufgebaut. Mit diesen Mitteln soll vermehrt auf die Halle 3 aufmerksam gemacht werden.

Der Schausteller, SVP-Grossrat und Präsident des «Initiativkomitees zum Schutz der Basler Herbstmesse» Oskar Herzig-Jonasch sagt: «Die Ausstellenden waren letztes Jahr mit der Halle 3 unzufrieden. Es gab zu wenig Kundschaft, aber die Ausstellenden getrauen sich nicht sich

zu beklagen – aus Angst, den Platz zu verlieren.»

Dieter Binggeli vom Schweizerischen Marktverband pflichtet dem bei. Weiter sagt er: «Ich schlug bereits letztes Jahr einen Shuttle-Service zur Halle 3 vor.»

Grosse Änderungen 2016

Binggeli möchte jedoch die Schuld nicht dem Standortmarketing oder der Fachstelle Messen und Märkte geben: «Gewisse Vorschläge von uns wurden von Anfang an umgesetzt.» Herzig und Binggeli begrüssen die Neuerungen in der Hoffnung, dass die Halle 3 dieses Jahr besser integriert wird.

Mit wirklichen Neuerungen oder Veränderungen kann man im Jahr 2016 rechnen. Dann nämlich werden die Kaserne Basel sowie das Stadtcasino umgebaut. Laut Horvath wird es für den Herbstmessebetrieb zu «punktuellen Einschränkungen» kommen.

Herzig ist skeptisch bei den «punktuellen Einschränkungen», weil das «Initiativkomitee zum Schutz der Basler Herbstmesse» nicht bei der Planung aller Umbau-Projekte einbezogen wurde. Dennoch gibt es für ihn gute Nachrichten: «Bei dem Umbau des Stadtcasinos haben wir eine gute, einvernehmliche Zusammenarbeit.»

Ergebnisse dieser Zusammenarbeit gibt es laut Herzig noch keine, aber er ist zuversichtlich. Beim Kasernenumbau sei den Schaustellern zugesichert worden, dass das Areal «nicht beeinträchtigt» und Rücksicht auf die Schausteller genommen wird. ✕

Bilder der neuen Bahnen sowie eine Übersichtskarte: tageswoche.ch/+6uzab

Gesehen von Tom Künzli



Tom Künzli ist als Illustrator für verschiedene Zeitungen und Zeitschriften tätig. Der 40-Jährige wohnt in Bern.

Detailhandel

Neues Paradies für Veganer kommt gut bei Kunden an

von Daniela Gschwend

Einfach alles ohne Tier: Das klingt simpel. In der veganen Ernährung klemmt es jedoch manchmal bei Kleinigkeiten. Herauszufinden, ob ein bestimmtes Produkt wirklich frei von Zutaten tierischen Ursprungs ist, kann akribische Detektivarbeit erfordern. Und wo bekommt man beispielsweise Ei-Ersatz und vegane Mayonnaise?

Nicht nur Asketen

Um diese Probleme zu umgehen, konnten sich Basels Veganer bei den Vegan-Labels der grossen Supermarktketten versorgen oder Lebensmittel online bestellen. Nun hat sich das geändert – mit «Gingi 100 % vegan».

Das Geschäft an der Missionsstrasse 15a ist der erste rein vegane Laden in der Re-

gion. Seit rund zwei Monaten können nahe dem Spalentor vegane Lebensmittel, Kosmetika, Schuhe und sogar veganes Tierfutter gekauft werden. Aber ein Laden nur für Veganer – lohnt sich das?

«Ja», sagt Fatith Aksu, der den Laden zusammen mit seiner Lebensgefährtin Renée Winkler betreibt. In Basel und Umgebung sei das Angebot einzigartig, die Kundschaft komme teilweise von weiter her. Genauer kann er noch nicht sagen – nach zwei Monaten ist Gingi noch in der Anlaufphase.

Einige Kunden sind erst Veganer, seit es den Laden in der Nähe gibt.

Besonders asketisch scheint die Kundschaft nicht zu sein: Gluschtiges wie Glace und vegane Schokolade stehen hoch im Kurs. Am besten verkaufen sich Körner, Saaten, Saucen und Sojaprodukte.

Dazu kommen Dinge, an die man als Nicht-Veganer erst einmal nicht denkt: Wein, der ohne Verwendung von tierischen Proteinen hergestellt ist, tierversuchsfreie Reinigungsmittel und Schuhe.

Seit der Eröffnung im August hat der kleine Laden an der Basler Missionsstrasse das Sortiment mehrfach angepasst. Hinzu kamen ein weiteres Kühlregal und ver-

mehrt Fleischersatzprodukte. Aksu zählt Markenamen auf. Die sind tatsächlich wichtig, bei veganen Produkten gibt es grosse Qualitäts- und Geschmacksunterschiede.

Viele Nicht-Veganer als Kunden

Das Angebot beeinflusst auch die Nachfrage. «Hier kaufen viele Einsteiger und Umsteiger», sagt Aksu. Einige hätten sich erst entschieden, vegan zu leben, seit es einen Versorger in der Nähe gebe.

Das freut die Inhaber natürlich, missionieren wollen sie aber nicht. Nicht-Veganer sind willkommen.

Berührungängste kommen dennoch vor. Wegen der Beschriftung «Gingi 100 % vegan» auf dem Ladenfenster sei es schon mehrfach zu Missverständnissen gekommen. «Es kamen schon ernsthaft Leute, die annahmen, wir lassen sie hier als Nicht-Veganer nicht rein», erzählt der Inhaber.

Ein Irrtum. Mindestens die Hälfte der Kunden sind laut Aksu keine Veganer, sondern kaufen aus anderen Gründen bei Gingi ein. Und der Inhaber vermutet: «Einen Grossteil der Basler Veganer erreichen wir noch gar nicht.»

tageswoche.ch/+afkoa ×

«Gingi 100 % vegan»: Missionsstrasse 15a, Basel. Öffnungszeiten: Montag, 9 bis 18.30 Uhr, Dienstag bis Freitag, 9 bis 18.30 Uhr, Samstag, 9 bis 18 Uhr.

ANZEIGE

Für kalte Tage



Sicherheitsjacke
Nach EN 471. Leuchtorange, gefüttert. Fleeceinnenfutter, Ärmel abtrennbar. 100% Polyester, PU beschichtet. Grössen: M – XXL. 80989-92



Fleece-Arbeitsjacke
Mit Membrane. Wassersäule: 5000 mm. 100 % Polyester. Mit 2 Seitentaschen. Farbe: Grau-schwarz. Grössen: S – XXL. 14064-68



Winterstiefel Canada
Modischer, warm gefütterter Winterschuh. Unterer Teil aus PVC, Schaft aus Synthetik. 84832-40 Grössen: 27 – 35 34.90
84820-31 Grössen: 36 – 47 39.90



Holzschlägerjacke
Strapazierfähige und warme Allround-jacke. Aussenmaterial in 100 % Polyester, Innenfutter Teddypelz. Grössen: S – XXL. 14209/15-18 blau
23163-67 schwarz



Thermoleibchen
Hält den Körper bei Anstrengung trocken und warm. Mit Silberionen. Grössen: S – XL. Farbe: Schwarz. 01107-10



Landi
Qualität / Preis / Auswahl
www.landich.ch

Nüsslersalat
Im Beutel. 2.41/100 g 25371

Lauch grün
Offen. 20068

Thermoleibchen
Hält den Körper bei Anstrengung trocken und warm. Mit Silberionen. Grössen: S – XL. Farbe: Schwarz. 01107-10

Thermoleibchen
Hält den Körper bei Anstrengung trocken und warm. Mit Silberionen. Grössen: S – XL. Farbe: Schwarz. 01107-10

Thermoleibchen
Hält den Körper bei Anstrengung trocken und warm. Mit Silberionen. Grössen: S – XL. Farbe: Schwarz. 01107-10

Thermoleibchen
Hält den Körper bei Anstrengung trocken und warm. Mit Silberionen. Grössen: S – XL. Farbe: Schwarz. 01107-10

Fotografie

Basel aus der Vogelperspektive genießen

von Nils Fisch und Erich Meyer (Bilder)

Fotograf Erich Meyer macht traumhafte Bilder aus der Luft. Der Süddeutsche sagt: «Vieles lässt sich vom Boden aus eher schlecht zeigen. Wohingegen die Vogelperspektive die ideale Darstellungsform ist.»

Recht hat er, deshalb zeigen wir gerne diese aktuellen Bilder von Basel von oben.

Meyer macht seine Bilder meist noch analog, bietet aber auch digitale Lösungen bis hin zu Videos. Hauptsache von oben. ×

Mehr Bilder von Basel von oben sehen
Sie online: tageswoche.ch/+i3tck



Novartis Campus, Deponie, Flughafen – mehr Westen von Basel passt kaum auf ein Bild. FOTOS: ERICH MEYER



Von oben viel weniger auffällig, als wenn man davorsteht: der Messe-Neubau.



Wirkt von oben nicht viel kleiner: «Bau 1» von Roche.

Gastronomie

Markthalle wird für 1,5 Millionen ausgebaut

von Felix Michel

Es waren nur vier Stände, die vor einem Jahr noch in der Basler Markthalle standen und das neue Konzept einläuteten: frische Verpflegung über Mittag. Mittlerweile bewirten 35 Stände mit einem vielfältigen kulinarischen Angebot die hungrigen Gäste.

Am Dienstag zogen die Verantwortlichen vor den Medien eine erste Bilanz, eine positive: Die aktuellen Besucherzahlen zeigten, dass die Markthalle bei der Bevölkerung gut ankommt. Mittags verpflegen sich hier über 600 Gäste. «Wir brauchen immer mehr Tische und Stühle», teilte Barbara Buser, einer der sechs Köpfe hinter der Markthallen AG, zufrieden mit.

Lüftung ist ein Problem

Die Vielfalt über Mittag riecht man: Die Markthalle duftet nach den exotischen Spezialitäten, die hier frisch zubereitet werden. Die enormen Geruchsemissionen stellen für die Betreiber aber auch ein Problem dar: «Eine Gastroküche ist für gewisse Stände mit starkem Essensgeruch geplant», sagt Dill. Auch mobile Dampfzüge für die Stände in der Kuppel Ebene sollen das Problem lösen.

Insgesamt werden die Credit Suisse als Hauseigentümerin und die Betreiber weitere rund 1,5 Millionen Franken in die Markthalle investieren. Dadurch sollen unter anderem die Luftsituation verbessert und auch eine Waschanlage für das Geschirr eingerichtet werden. «Dann kommen endlich die hässlichen Pappsteller weg», sagt Buser.

Über Mittag sei das Potenzial schon recht gut ausgeschöpft, aber vor allem nachmittags und abends solle das Angebot noch attraktiver werden, erklärt Alexandra Dill, Leiterin Kommunikation der Markthalle.

Zu diesem Wunsch passt auch die Neueröffnung der Bar Hinz & Kunz am 10. Oktober, die sich in einer Ladenfläche am Kuppelrand befindet. Auch der Nachtmarkt, der jeweils donnerstags, freitags und samstags stattfindet, soll die Bevölkerung abends in die Markthalle locken. tageswoche.ch/+qrams ×

Fest zum Jubiläum am 24. und 25. Oktober. Das Programm: altemarkthalle.ch



Christian Constantin hätte 1983 seine Paraden gerne im FCB-Dress gezeigt.

FOTO: RDB

Sion-Präsident

Als CC das Tor des FC Basel hüten wollte

von Noëmi Rohner und Thilo Mangold

Sekretariat des FC Basel anno 1983. Eine handgeschriebene Bewerbung trifft Mitte April ein. Absender: ein gewisser Christian Constantin, Martigny.

Der 26-jährige Bewerber ist kommunikativ breit aufgestellt: Zwei Telefonnummern sind aufgelistet. Der Brief-Betreff aus heutiger Perspektive ungewohnt bescheiden: «Anfrage für eventuellen Transfer». Die Einleitung höflich und zurückhaltend: «Ich erlaube mir, Ihnen zu schreiben, um Ihnen meinen Dienst als Torhüter anzubieten.»

Es folgt die bewerbungstypische Chronik der Arbeitserfahrung: «Saison 77/78 und 78/79: Neuchâtel Xamax (NLA), ungefähr 45 Ligaspiele und Cuphalbfinal (Servette, 3-2). Saison 79/80: ausgeliehen an den FC Lugano.»

Nach einer begründeten Pause folgt die Fortsetzung des Palmarès: «Saison 80/81 und 81/82: Ausgeliehen an den FC Monthey (NLB), habe alle Matches – Liga, Cup und Ligacup – gespielt. Saison 82/83: Habe um Reamateurisierung gebeten und da eine Qualifizierung eintraf spiele ich nun beim FC Leytron (1. Liga).»

Der FCB hat die richtige Kragenweite

Der bewusste Schritt in Richtung Amateursport scheint den noch jungen Goalie zu reuen. Er will zum FC Basel (wo bewirbt er sich sonst noch?), der die damalige Nationalliga A 1983 auf Tabellenplatz elf beendet – hinter dem FC Wettingen, aber immerhin noch vor Vevey-Sports.

Für Constantin scheint der Mittelfeldclub Basel die richtige Kragenweite zu haben: «Da ich derzeit in der Lage bin, einen günstigen Transfer zu machen, wäre ich interessiert, zum FC Basel zu kommen, falls Sie Bedarf haben. Ich stehe Ihnen, wenn Sie wünschen, für Probetrainings oder Tests zur Verfügung. In der Hoffnung, eine Antwort zu erhalten, sende ich Ihnen meine besten Wünsche. Constantin C.» Die Unterschrift setzt CC heute als Arbeitgeber, Präsident und Bauunternehmer unter andere Verträge.

Aber der FCB will den Walliser Torwart nicht. In einem Standardschreiben vertröstet das Sekretariat den Bewerber und legt den Brief ad acta.: «Wir können leider keinen weiteren Torhüter unter Vertrag nehmen.» Beim FCB stehen bereits die drei Keeper Hans Küng, Hans Müller und Thomas Paul im Kader. CC macht auch ohne den FCB Karriere – im Bauwesen und im Fussball.

Die Erklärung des Unterbruchs

Die Basis für die spätere Karriere als Baulöwe belegt möglicherweise der überraschend persönliche Einschub im Lebenslauf: «Musste wegen eines schweren Unfalls des Onkels, dem Geschäftspartner meines Vaters, ins Wallis zurückkehren, um im Familienunternehmen auszuhelfen; nunmehr ist alles wieder in Ordnung.»

Was im Bewerbungsschreiben unprofessionell erscheinen mag, war es so gar nicht. Genau im Jahr 1979 (auf welches der Einschub datiert ist) gründete CC mit gerade mal 22 Jahren sein Architekturbüro, die Christian Constantin SA – heute mit 250 Millionen Franken Jahresumsatz und Landbesitz im Wert von zwei Milliarden Franken eine «Bank» im Wallis. ×

Den handgeschriebenen Brief hat das Sportmuseum Schweiz bei der Räumung der letzten Schränke im Tribünendach des Stadions Landhof entdeckt. Zu sehen gibt es ihn online: tageswoche.ch/+gvjew

75 Jahre Fussballverband Nordwestschweiz

Dieser Text ist Teil einer Kooperation mit dem Fussballverband Nordwestschweiz, der seinen 75. Geburtstag feiert. Die TagesWoche erstellt online eine interaktive Geschichte des Fussballs in der Region. Jede Woche erscheint dazu ein neuer Beitrag. Mehr davon unter: tageswoche.ch/+bjnaq

Auf dem bilateralen Weg liegt seit dem 9. Februar ein grosser Stein. Dahinter geht es aber weiter Richtung Europa.

Der Weg nach Europa

Online



tageswoche.ch/
themen/
Georg Kreis

von Georg Kreis

Wer mit der EU möglichst wenig zu tun haben will, sagt, die Schweiz müsse sich nicht auf den Weg nach Europa machen, denn sie sei längst dort oder da. Man kann sogar noch weiter gehen und, wie es der deutsche Ex-Aussenminister Joschka Fischer kürzlich wieder getan hat, sagen: Die Schweiz war dank «1848» längst integriertes Europa, bevor dieses hundert Jahre später selbst nach und nach auch ein integriertes Europa wurde. Und sie könne auch weiterhin als «föderales Modell», das heisst mit einer starken Bundesstaatlichkeit, für die EU Vorbild bleiben.

Darum geht es hier aber nicht. Klar ist, dass sich die Schweiz mit dem bilateralen Weg, den man gerne für die schweizerischen Bedürfnisse als den Königsweg bezeichnete, in einem permanenten Annäherungsprozess verstehen konnte: auf die Bilateralen I, die Bilateralen II, die Bilateralen III etc.

Der EU-Wind kann in der Schweiz künftig auch wieder drehen.

FOTO: KEYSTONE



Mit dem knappen Ja zur Masseneinwanderungs-Initiative vom 9. Februar 2014 wurde alles anders. Jetzt erschien dieser Prozess plötzlich gestoppt. Das war ja auch die versteckte Agenda der Initianten. Diesen geht es darum, wie sie sagen, dem «schleichenden» Anschluss ein Ende zu bereiten. Prompt merkte dies ein Teil des scheinbar so reifen Volkes nicht und sagte Ja zu etwas, was es eigentlich nicht wollte, nämlich zur unvermeidbaren Aufhebung mindestens der Bilateralen I.

Und jetzt konzentriert sich unsere ganze Aufmerksamkeit auf die Frage, wie Unmögliches vielleicht doch noch möglich wäre, nämlich zwei unvereinbare Ziele gleichzeitig zu erreichen: Erhaltung der Bilateralen und getreue Umsetzung der Migrationsbegrenzung.

Prognosen sind gefährlich. Manches deutet jedoch darauf hin, dass die rechtsnationalen Kräfte ihren Kampf gegen die «schleichende EU-Zugehörigkeit» verlieren werden. Ihr momentaner Erfolg wird aber darin bestehen, dass die Bilateralen – die das Volk immerhin ebenfalls angenommen hat – wegen der von ihnen verschleiert inszenierten Infragestellung nun in der Schweiz so sehr verteidigt werden, dass sie verfestigt aus dieser Runde hervorgehen. Damit wird, was zunächst nur als provisorische Zwischenlösung gedacht war, quasi verewigt. Das entspricht ja auch dem helvetischen Grundbedürfnis: dabei und doch nicht dabei sein.

Ein bläuliches Grau

Auch diejenigen, die einen EU-Beitritt für die bessere Lösung halten, werden froh sein, wenn wenigstens die Bilateralen gerettet werden. Sie werden jetzt Zurückhaltung üben und sich mit der bescheideneren Integrationsvariante zufriedengeben. Christoph Blocher wird das als seinen Sieg verbuchen können.

Macht man die Bilateralen kaputt, gibt es keine Zwischenlösung mehr. Das könnte dem Beitritt Auftrieb geben.

Allerdings: Während bisher das Europa-thema in den eidgenössischen Wahlen stets umschifft und auf die Zeit danach ausgelagert wurde, wird es im anstehenden Wahljahr schwierig sein, dies wieder so zu halten. Man wird, wenigstens ein klein wenig, Farbe bekennen müssen. Die Farbe wird allerdings nicht blau sein, sondern ein bläuliches Grau.

Es ist gut, dass sich vertrauenswürdige Persönlichkeiten wie Jakob Kellenberger, alt IKRK-Präsident und ehemaliger Chefunterhändler der Bilateralen I, dafür aussprechen, dass wir den EU-Beitritt nicht

ganz aus den Augen verlieren oder dass wir ihn nicht erneut als absolut nicht in Frage kommende Variante verteideln, selbst wenn jetzt (vorläufig) die Rettung der Bilateralen im Vordergrund steht.

Kellenberger schreibt: «In einem Land in der geografischen und kulturellen Lage der Schweiz mit der Geschichte, die sich auf ihrem Gebiet abgespielt hat, wäre ein EU-Beitritt der natürliche Weg der Schweiz. Nicht der Beitritt ist begründungspflichtig, sondern seine Ablehnung. Unser politisches und gesellschaftliches System würde durch ihn nicht gefährdet.»

Man darf davon ausgehen, dass die Schweiz 2030 dem Gebilde angehören wird, das dannzumal die EU sein wird.

Die Bilateralen, die gut sind, können zwar Feinde des noch Besseren sein: Man kann mit ihnen recht gut und lange leben, ohne das Ganze übernehmen zu müssen. Sie können sich längerfristig aber auch wie der 1992 verteuflte EWR als höchst erwünschtes und nötiges «Trainingslager» für den Vollbeitritt auswirken. Macht man die Bilateralen kaputt, wie dies die Ecopop-Initiative sicher täte und die Masseneinwanderungs-Initiative leichtfertig ebenfalls in Kauf genommen hat, dann könnte auch das am Ende der Tage, weil man keine Zwischenlösung mehr hat, dem Vollbeitritt Auftrieb geben.

Während alle rätseln, wie es mit dem soeben verabschiedeten Verhandlungsmandat für eine allseits akzeptable Umsetzung der Masseneinwanderungs-Initiative weitergeht und welche Chancen die vielen unbrauchbaren Vorschläge wie Kontingente oder Migrationsbesteuerung (Blocher) haben, sind wenig beachtet die anderen wichtigen Verhandlungen für ein Rahmenabkommen weitergeführt und ist in Brüssel soeben eine zuversichtlich stimmende Zwischenbilanz gezogen worden.

Was der schweizerische Staatssekretär Yves Rossier vorweg bekannt gegeben hatte, wurde von seinem Chef, Bundesrat Didier Burkhalter, bekräftigt: Die Schweiz wird in einer künftigen Gesamtlösung für die Bilateralen nicht automatisch EU-Recht übernehmen müssen, und sie wird bei der Entwicklung von neuem Recht ihre Meinung einbringen können, bevor es in der EU verabschiedet wird. Offen ist aber noch immer die Rolle des Europäischen Gerichtshofes, das heisst die Frage, ob es in einem Konflikt nach einer Entscheidung der Justiz noch Spielraum für politisches Handeln gibt.

Der irische EU-Chefdiplomat David O'Sullivan, der bisher mit der Schweiz verhandelt hat, wird künftig eine andere Aufgabe übernehmen (EU-Botschafter in Washington) und darum durch den Polen

Maciej Popowski, bisher stellvertretender Generalsekretär, ersetzt. Wie wird sich dieser Personalwechsel auswirken? Wenn der polnische Diplomat eine «polnische» und nicht, wie er sollte und wohl auch tun wird, eine europäische Haltung einnimmt, dann könnte man mit nur wenig Verständnis für helvetische Extrawürste rechnen.

Helvetische Extrawürste

Vielleicht erinnert man sich: Als der Bundesrat im April 2012 ziemlich wirkungslos die Ventilklausel bei der Personenfreizügigkeit aktivierte, rief der polnische Aussenminister Radoslaw Sikorski seine Landsleute auf, die Schweiz als Ferienland zu boykottieren.

Die Schweiz hat bei den alten EU-Ländern, weil sie mehr oder weniger Nachbarn sind, wesentlich mehr Kredit als bei den erst 2004 beigetretenen neuen Ländern, die mit rigorosen Anpassungen ihre Position im heutigen Club der 28 erarbeiten mussten.

Und eines ist einigermaßen klar: Es wird keine institutionelle Konsolidierung und damit auch keine Erweiterung der Bilateralen (z.B. mit einem von der schweizerischen Elektrizitätswirtschaft gewünschten Stromabkommen) geben, solange der Umgang mit der Personenfreizügigkeit nicht geklärt ist. Dafür will man sich aber mindestens bis 2016 Zeit lassen, und solange wird der andere Verhandlungsstrang blockiert sein, auch wenn da unsere Diplomaten gute Arbeit leisten.

In der vergangenen Woche kam die Meldung, dass die Schweiz «in Bewegung» sei. Maliziös wurde dann aber einschränkend beigelegt, dass dies nur in sportlicher Hinsicht der Fall sei, viele würden in der Freizeit diesbezüglich nicht auf der faulen Haut liegen. Wie viel Trägheit gibt es jedoch weiterhin in politischer Hinsicht?

Arbeiten wie die Förster

Die Schweiz ist zurzeit auch politisch durchaus in Bewegung. Dabei sind allerdings zwei Bewegungsarten zu unterscheiden: die Bewegung des unergiebigem Hin und Her und des aufgeregten Auf und Ab. Daneben aber doch auch die langsame Bewegung hin zu «mehr Europa». Man muss sich gedulden und auch an Zielen arbeiten – oder sie wenigstens befördern –, die man selber nicht mehr erleben wird. Das tun zum Beispiel ja auch Förster...

Ohne deswegen in einen illusionären Utopismus zu verfallen, darf man davon ausgehen, dass die Schweiz um 2030 dem Gebilde angehören wird, das dannzumal die EU sein wird. Und es könnte sein, dass man vor dem Beitritt eine solche Mitgliedschaft mit dem gleichen Reflex fordern wird, wie das schon bei der lange Zeit abgelehnten Uno-Mitgliedschaft der Fall war: Man wird die Mitgliedschaft fordern, weil man drinnen mehr bewirken kann als draussen, und man wird energisch ein Ende der eigentlich selbstverschuldeten Diskriminierung fordern.

tageswoche.ch/+fh4zc

×

Basel-Stadt und Region

Basel

Brandt, Olga Mimi Marie, geb. 1928, von Basel BS (Zürcherstrasse 143). Wurde bestattet.

Corrigan, John Thomas, geb. 1935, aus dem Vereinigten Königreich (Wettsteinallee 98). Trauerfeier im engsten Kreis.

Egli, Christoph Anton, geb. 1952, von Basel BS und Egolzwil LU (Im Heimatland 21). Trauerfeier Freitag, 31. Oktober, 13.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Gisin-Tschopp, Esther Anna, geb. 1930, von Lauwil BL (Solothurnerstrasse 35). Trauerfeier im engsten Kreis.

Grunewald-Faccin, Franziska, geb. 1922, von Basel BS (St. Jakobs-Strasse 201). Wurde bestattet.

Hobi, Silvia, geb. 1953, von Schüpfen BE (Hochbergerstrasse 136). Wurde bestattet.

Holliger-Bürgin, Max, geb. 1916, von Basel BS (St. Jakobs-Strasse 395). Trauerfeier Freitag, 24. Oktober, 14 Uhr, Kapelle Gottesacker Wolf.

Jäggi, Willy, geb. 1925, von Madiswil BE (St. Jakobs-Strasse 395). Trauerfeier Freitag, 24. Oktober, 16.30 Uhr, katholische Kirche, Aesch.

Kündig-Miessmer, Heidi, geb. 1938, von Bauma ZH (Hammerstrasse 161). Trauerfeier im engsten Kreis.

Leisinger-Suter, Evelyne Heidi, geb. 1933, von Basel BS (Septerstrasse 18). Trauerfeier Donnerstag, 30. Oktober, 14.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Lüdin-Ehrsam, Hans, geb. 1932, von Ramlingen BL (Gustav Wenk-Strasse 5). Wurde bestattet.

Mochtar-Baqir, Mohammad, geb. 1963, aus Afghanistan (Riehentorstrasse 17). Wurde bestattet.

Mühlberg-Andrist, Rosmarie, geb. 1936, von Basel BS und Aarau AG (Karl Jaspers-Allee 35). Trauerfeier im engsten Kreis.

Obenaus-Nemec, Angelika Leopoldine, geb. 1945, von Urnäsch AR (Voltastrasse 98). Wurde bestattet.

Oesch-Eschbach, Rolf, geb. 1949, von Schötz LU (Eisenbahnweg 27). Trauerfeier Montag, 27. Oktober, 14.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Schaffner-Allemann, Alexander, geb. 1929, von Basel BS (Christonastrasse 39D). Trauerfeier Freitag, 24. Oktober, 14.30 Uhr, Clarakirche.

Stich-Latscha, Julius Friedolin, geb. 1920, von Basel BS (Bruderholzstrasse 104). Trauerfeier Mittwoch, 29. Oktober, 11 Uhr, Kapelle Gottesacker Wolf.

Tischhauser, Ulrich, geb. 1945, von Grabs SG (In den Ziegelhöfen 177). Trauerfeier Dienstag, 28. Oktober, 15.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Vögli-Heckendorn, Ruth, geb. 1926, von Basel BS (Hofstetterstrasse 13). Trauerfeier im engsten Kreis.

Waldmeier-Roncari, Victoria Caroline, geb. 1920, von Basel BS (Giornicostrasse 144B). Trauerfeier im engsten Kreis.

Wunderskirchner-Meier, Ruth Lore, geb. 1942, von Büren SO (Holestrasse 119). Urnenbeisetzung Mittwoch, 29. Oktober, 13.40 Uhr, Friedhof am Hörnli (Treffpunkt beim Kubus).

Riehen
Behrendt-Kluske, Horst Günther, geb. 1930, von Basel BS (Rainallee 88). Trauerfeier im engsten Kreis.

Ferro-Spirig, Susanna Maria, geb. 1947, von Widnau SG (Gstaltenrainweg 67). Wurde bestattet.

Lengweiler, Rosmarie, geb. 1927, von Riehen BS (Fürfelderstrasse 71). Trauerfeier Donnerstag, 30. Oktober, 10.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Oppikofer-Oberholzer, Alfred Eduard, geb. 1943, von Basel BS und Bern BE (Sandreuterweg 12). Trauerfeier Montag, 27. Oktober, 15 Uhr, Kirche St. Chrischona.

Allschwil
Grimmer-Stark, Emma, geb. 1911, aus Deutschland (Muesmattweg 33). Wurde bestattet.

Lanz-Moser, Rosa, geb. 1919, von Basel BS und Huttwil BE (Muesmattweg 33). Trauerfeier Freitag, 24. Oktober, 16 Uhr. Besammlung Kapelle Alterszentrum Bachgraben, Allschwil.

Vogt-Bryner, Martha, geb. 1926, von Allschwil BL (APH Ergolz, Ormalingen). Trauerfeier und Beisetzung Freitag, 24. Oktober, 15 Uhr. Besammlung Kapelle Friedhof Allschwil.

Arlesheim
Frey-Siegrist, Maria Magdalena (genannt Marie-Madeleine), geb. 1933, von Oberhof AG (Bromhübelweg 15, Stiftung Obesunne). Wurde bestattet.

Birsfelden
Hildebrand, Fritz, geb. 1931, von Starrkirch-Wil SO (Lärchengartenstrasse 18). Abdankung Freitag, 24. Oktober, 15 Uhr. Besammlung Friedhof Augst.

Meyer, Hanspeter, geb. 1941, von Aesch BL (Hardstrasse 71). Abdankung Freitag, 31. Oktober, 14 Uhr. Besammlung Friedhof Birsfelden.

Rebmann, Rainer, geb. 1955, von Birsfelden (Rheinstrasse 30). Die Urnenbeisetzung findet zu einem späteren Zeitpunkt statt.

Lausen
Krattiger-Wälchli, Ruth, geb. 1928, von Oberdorf BL (Hofmattstrasse 10). Bestattung Donnerstag,

30. Oktober, 14 Uhr, Friedhof Lausen. Besammlung Friedhofhalle.

Zimmermann, Rolf Fritz, geb. 1939, von Basel BS (Römergasse 22). Beisetzung im engsten Familienkreis.

Münchenstein
Müller-Kreuer, Beate Dorothea, geb. 1927, von Trüllikon ZH und Münchenstein BL (Hauptstrasse 165, Ormalingen). Abdankung und Bestattung Donnerstag, 30. Oktober, 14 Uhr, ref. Dorfkirche, Kirchgasse 2, Münchenstein Dorf.

Raas, Konrad, geb. 1938, von Zürich ZH und Frauenfeld TG (Im Steinenmüller 16). Beisetzung Montag, 27. Oktober, 14 Uhr, Friedhof Münchenstein, anschliessend Abdankung im reformierten Kirchgemeindehaus, Münchenstein.

Muttenz
Balsiger-Schaub, Ruth, geb. 1927, von Muttenz BL und Köniz BE (Aufenthalt im APH Madle, Pratteln). Wurde bestattet.

Graf, Katarina, geb. 1952, von Basel BS, Leutwil AG und Turgi AG (Unterwartweg 17). Trauerfeier Freitag, 31. Oktober, 14.30 Uhr, Kapelle 2, Friedhof am Hörnli, Basel, anschliessend Urnenbeisetzung auf dem Friedhof am Hörnli.

Gysin-Stingelin, Rosa Linda, geb. 1933, von Wittinsburg BL (Herrenmattstrasse 13). Urnenbeisetzung Dienstag, 28. Oktober, 14 Uhr, Friedhof Muttenz, anschliessend Trauerfeier in der ref. Kirche St. Arbogast, Muttenz.

Meier, Franz Josef, geb. 1931, von Leibstadt AG (Obrechtstrasse 11). Wurde bestattet.

Winter-Dinkel, Adolf, geb. 1930, von Kaisten AG (Ober Brieschhalden 10). Trauerfeier Montag, 27. Oktober, 14.15 Uhr, röm.-kath. Kirche Muttenz.

Ormalingen

Rudin-Aebi, Dora, geb. 1926, von Ormalingen BL und Arbodswil BL (Eggweg 19).

Pratteln
Gallodoro-Husson, Alice Marie Paul, geb. 1929, von Pratteln BL (Muttenerstrasse 91). Wurde bestattet.

Weng-Lack, Ruth, geb. 1942, von Obegösgen SO (Längstrasse 14). Abdankung im engsten Familien- und Freundeskreis.

Reinach
Gächter, Arthur, geb. 1927, von Oberriet-Eichenwies SG (Vogesenstrasse 89). Trauerfeier und Urnenbeisetzung Dienstag, 28. Oktober, 10.30 Uhr, Friedhof Fiechten, Reinach.

von Rohr-Schmuckli, Verena, geb. 1948, von Egerkingen SO und Basel BS (Bodmenstrasse 37). Urnenbeisetzung Dienstag, 28. Oktober, 14 Uhr, Friedhof Fiechten, Reinach.

Tages
Woche

Wir nehmen
Todesanzeigen für
alle Zeitungen der Region
entgegen

Wir beraten Sie gerne persönlich vor Ort,
an der Ecke Rümelinplatz/Grünpfahlgasse.
Neue Medien Basel AG, Tel. 061 561 61 50
Öffnungszeiten:
Mo. bis Fr. von 8.30-12 Uhr und von 13-17 Uhr
info@neuedienbasel.ch

Ecopop will, dass zehn Prozent der Entwicklungshilfegelder für Familienplanung in Drittweltländern eingesetzt werden. Dieses Konzept ist zu einseitig und würde grossen Schaden anrichten.

“

Darf man eigentlich Geschenke zurückweisen? Mit dieser Frage müssen sich zurzeit Schweizer Entwicklungsorganisationen, die im Gesundheitsbereich tätig sind, auseinandersetzen. Freiwillige Familienplanung ist ein Ansatz, den sie anwenden, um die Gesundheit von Frauen zu stärken.

Und nun also dieses Angebot, das im zweiten Teil der Ecopop-Initiative daherkommt: Zehn Prozent der Schweizer Entwicklungshilfegelder sollen in Zukunft in diesen Gesundheitsbereich investiert werden. Darf man so ein Geschenk zurückweisen?

Seit dem Trojanischen Krieg wissen wir, dass man ein Geschenk manchmal besser zurückweist, damit es keine weitreichenden Schäden hinterlässt.

Das Problem liegt im weltanschaulichen Hintergrund der Initiative. Er unterläuft die Ziele der freiwilligen Familienplanung. Der Verein Ecopop formierte sich Anfang der 1970er-Jahre im Kontext des damaligen Überbevölkerungsdiskurses.

Von vielen Zeitgenossen weltweit wurde die steigende Bevölkerungszahl angesichts der beschränkten Ressourcen als die grösste Bedrohung für die Menschheit gesehen.

Das Ecopop-Konzept unterläuft die Ziele der freiwilligen Familienplanung.

Das Schlagwort der «Bevölkerungsexplosion» in Entwicklungsländern machte die Runde. Um diese einzudämmen, brauchte es in dieser Wahrnehmung die Bevölkerungspolitik – und Bevölkerungspolitik meinte Bevölkerungskontrolle.

In den Weltbevölkerungskonferenzen der 1970er-Jahre wurde zwar das Recht auf freie Wahl der Anzahl Kinder postuliert. Doch erst mit der Weltbevölkerungskonferenz von Kairo 1994 fand der eigentliche Paradigmenwechsel statt, der auch für die Befreiung vom Überbevölkerungsdiskurs der 1970er-Jahre steht.

Es wurde endlich erkannt, dass das individuelle Recht auf Zugang zu Familienplanungsdienstleistungen nur umgesetzt werden kann, wenn Frauen in ihren sozia-



Martin Leschhorn Strebel ist Geschäftsführer von Medicus Mundi Schweiz, einem Netzwerk von 46 Organisationen, die sich weltweit für das Recht auf Gesundheit engagieren. tageswoche.ch/+r3dbr

len und ökonomischen Rechten gestärkt werden.

Freiwillige Familienplanung wird seitdem in der Entwicklungszusammenarbeit viel umfassender verstanden. Manfred Zahorka vom Schweizerischen Tropen- und Public Health-Institut fasste dies kürzlich gegenüber der NZZ so zusammen: «Die Zeiten, als man einem Mann ein Kofferradio schenkte, wenn er sich sterilisieren liess, sind nun vorbei.» Entscheidend ist, dass entgegen dem Ecopop-Ansatz Familienplanung nicht mehr als Bevölkerungskontrolle verstanden wird, weil dies dem auf individuellen Rechten beruhenden Ansatz zuwiderläuft.

Freiwillige Familienplanung ist heute eingebettet in umfassende Gesundheitsdienstleistungen der sexuellen und reproduktiven Gesundheit. Und diese sind idealerweise Teil einer qualitativ guten Gesundheitsversorgung in einem gesellschaftlichen Umfeld, in dem sich Männer, Frauen und Kinder sozial, kulturell und wirtschaftlich entfalten können.

Dieser umfassende Ansatz scheitert noch viel zu oft an den Realitäten in den Entwicklungsländern. Die für die sexuelle und reproduktive Gesundheit so entscheidende Gruppe der Jugendlichen wird durch zu wenig auf sie ausgerichtete Gesundheitsdienstleistungen abgewiesen.

Mädchen wird zu oft das Recht auf Bildung verweigert, um überhaupt frei über Lebensplanung und den Zeitpunkt des ersten Kindes entscheiden zu können. Männer sind zu stark in patriarchalen Strukturen verhaftet – und Frauen sind wirtschaftlich zu stark von ihren Männern abhängig.

Die Gesundheitszusammenarbeit der Schweizer Organisationen setzt denn auch

genau hier an – die Basler Organisation Imaneh Schweiz in Burkina Faso zum Beispiel. In dem westafrikanischen Land benutzen lediglich 15 Prozent der Frauen eine Verhütungsmethode, jede Frau bringt im Schnitt sechs Kinder zur Welt, Sexualaufklärung ist ein Tabu und Teenagerschwangerschaften sind folglich weit verbreitet.

Imaneh unterstützt ihre Partnerorganisation Ammie dabei, einen umfassenden Ansatz umzusetzen. Dazu gehören durchaus klassische Elemente der freiwilligen Familienplanung wie die Sicherstellung des Zugangs zu Aufklärung und Verhütungsmitteln.

Doch für sich alleine genommen, macht dies keinen Sinn: Ammie bietet psychosoziale Unterstützung an, baut für die Frauen einkommensfördernde Aktivitäten auf und bindet heranwachsende Männer in die Sensibilisierungsarbeit ein.

Wenn nun die Ecopop-Initiative in der Verfassung festschreiben möchte, dass zehn Prozent der Schweizer Entwicklungsgelder auf die isolierte Massnahme der Familienplanung fokussiert werden, unterläuft sie damit den umfassenden Ansatz, wie ihn Imaneh und weitere Schweizer Organisationen, aber auch die offizielle Schweizer Entwicklungszusammenarbeit pflegen – und wie er auch international als zielführend anerkannt wird.

Die Schweiz würde sich mit der Annahme der Ecopop-Initiative international isolieren.

Die Schweiz würde sich bei einer Annahme der Initiative in der Entwicklungszusammenarbeit isolieren.

Schlimmer noch: Die einseitige Ausrichtung der Entwicklungszusammenarbeit aufgrund eines Verfassungsauftrages, der die Bevölkerungskontrolle zum Ziel hat, würde die Schweizer Entwicklungspolitik als dermassen interessengetrieben instrumentalisieren, dass sie international diskreditiert würde. x

”

Bildstoff**360°**

tageswoche.ch/360

New York

Da kann das Ikea-Blaubeerland einpacken: Beim Rockefeller Center in New York wurde eine Tonne Cranberrys zu Promotionszwecken aufgeschüttet: Die Beeren sollen nicht nur lecker, sondern auch gesund sein.

MIKE SEGAR/REUTERS

**Kathmandu**

Dieser Vierbeiner führt alles andere als ein Hundeleben: Am Tihar-Fest in Nepal zelebrieren und füttern Hinduisten nicht nur ihre heiligen Kühe, auch andere Tiere kommen auf ihre Kosten.

NAVESH CHITRAKAR /
REUTERS**Kabul**

Wo Rauch ist, muss nicht gleich Feuer sein. Offiziere der afghanischen Nationalarmee nehmen in Kabul an einem Übungseinsatz teil.

MOHAMMAD ISMAIL /
REUTERS

Um Al-Hiram

Roter Tag im Kalender: Zusammen mit 40000 anderen Beduinen soll die fünfjährige Tuqa Abu Alqean aus der israelischen Negev-Wüste in eine staatliche Wohnung zwangsumgesiedelt werden.

FINBARR O'REILLY/
REUTERS



Chengdu

In der Autofabrik von Volvo im Reich der Mitte wird alles andere als blau gemacht, trotzdem stagniert die chinesische Wirtschaft: Erstmals seit 15 Jahren droht die Volksrepublik, ihre geforderten Quartalszahlen nicht zu erfüllen – mit Folgen für die ganze Welt.

JASON LEE/REUTERS





Üben für den Kampf gegen Ebola: Kuba schickt mehr Ärzte nach Afrika als Grossbritannien und Australien zusammen. FOTO: REUTERS

Ebola-Epidemie

Ebola stoppen, aber wie? Die Welt überlegt, Kuba handelt. Dafür gibt es sogar Lob vom Erzfeind: den USA.

Vorbildliches Kuba

von Andreas Knobloch

Lobende Worte der US-Regierung gegenüber Kuba gibt es selten. Umso bemerkenswerter, dass US-Aussenminister John Kerry bei einem Treffen mit ausländischen Diplomaten letzten Freitag in Washington das Engagement der sozialistischen Karibikinsel im Kampf gegen Ebola besonders hervorhob. «Wir sehen grosse und kleine Nationen, die in beeindruckender Weise vorangehen, um

an vorderster Front ihren Beitrag zu leisten», sagte Washingtons Chefdiplomat. «Kuba, ein Land von gerade einmal elf Millionen Einwohnern, hat 165 Mediziner geschickt und plant, 300 weitere zu entsenden.» Darüber hinaus erwähnte Kerry den Beitrag des kleinen Landes Ost-Timor, das zwei Millionen US-Dollar beisteuert.

Etwa 4500 Menschen sollen bisher in Westafrika an Ebola gestorben und knapp

9000 weitere infiziert sein. Die Dunkelziffer könnte laut Weltgesundheitsorganisation (WHO) deutlich höher liegen.

Die Ebola-Epidemie, die bishervor allem in Liberia, Sierra Leone und Guinea wütet, ist schon heute die schlimmste der Geschichte. Die WHO rechnet mit einer weiteren Ausbreitung. Trotzdem laufe die Hilfe durch die internationale Gemeinschaft nur schleppend an, kritisieren die Vereinten Nationen (UNO). Deshalb rief der UN-Sicherheitsrat die Staatengemeinschaft auf, ihre finanzielle und materielle Hilfe «auf spektakuläre Weise» aufzustocken.

Hilfsorganisationen haben die westlichen Staaten aufgefordert, Soldaten in die Krisenregion zu schicken, um dort Krankenstationen und Quarantänelager zu errichten und bei der Versorgung der Bevölkerung zu helfen. Benötigt werde zudem medizinisches Personal. «Geld und Sachgüter sind wichtig, können das Ebola-Virus alleine aber nicht stoppen», sagte Margaret Chan, Generaldirektorin der Weltgesundheitsorganisation (WHO), bereits im September. «Menschliche Ressourcen werden eindeutig am dringendsten benötigt.»

Doch westliche Regierungen scheinen mehr damit beschäftigt zu sein, die Epidemie von den eigenen Grenzen fernzuhalten, als sie in Westafrika direkt zu bekämpfen. Schon werden in den USA wie in Europa Forderungen laut, Direktflüge aus Westafrika zu streichen und keine Menschen aus der Region mehr einreisen zu lassen.

Es ist dagegen das kleine Kuba, das mit gutem Beispiel vorangeht. Dabei ist die Karibikinsel alles andere als ein wohlhabendes Land. Das Bruttoinlandprodukt bewegt sich nach Zahlen der Weltbank etwa auf dem Niveau von Weissrussland. Und doch stellt Kuba «mehr Ärzte als Grossbritannien und Australien zusammen», wie die Londoner «Times» ausgerechnet hat.

Helfen hat in Kuba Tradition

Seit Anfang Oktober helfen 63 kubanische Ärzte und 102 Krankenpfleger in Sierra Leone bei der Eindämmung des Ebola-Virus. Gemäss WHO ist dies das grösste Kontingent an Mediziner, das ein einzelnes Land in den Kampf gegen Ebola in Westafrika schickt. José Luis Di Fabio von der Panamerikanischen Gesundheitsorganisation (OPS) hofft, dass Kubas Beispiel die Angst vor der Arbeit in Westafrika nehme: «Hätten die Leute weniger Angst, würden sie vielleicht eher die Herausforderung annehmen und der afrikanischen Bevölkerung medizinische Hilfe leisten», sagt er.

Viele der kubanischen Helfer waren zuvor in Pakistan, Haiti sowie Venezuela im Einsatz. In den kommenden Wochen sollen 296 weitere Spezialisten verlegt werden, auch nach Liberia und Guinea. Vor der Entsendung nach Afrika absolvieren die Ärzte und Krankenschwestern ein dreiwöchiges Spezialtraining im Institut für Tropenmedizin Pedro Kouri in Havanna.

Der Chef der kubanischen Delegation in Sierra Leone, Jorge Delgado, hat sich gegenüber dem Sender «Telesur» optimistisch geäussert, dass die Epidemie unter Kontrolle gebracht und weitere Ansteckungen vermieden werden können – vorausgesetzt, die vorgesehenen sanitären Schritte bei Verdachtsfällen und jenen mit einem Ansteckungsrisiko würden eingehalten.

Kuba hat eine lange Tradition ärztlicher und humanitärer Hilfe in Afrika und anderen Teilen der Welt. Seit den 1960er-Jahren haben knapp 80 000 kubanische Mediziner in 39 afrikanischen Staaten geholfen. Mehr als 20 000 ausländische Studenten studieren Medizin auf Kuba. Darüber hinaus

exportiert das Land medizinische Dienstleistungen in alle Welt. Mehr als 50 000 kubanische Ärzte und medizinisches Personal arbeiten derzeit in 66 Ländern weltweit, davon knapp die Hälfte in Venezuela. Im Gegenzug liefert Caracas Erdöl nach Kuba. Brasilien wiederum hat mehr als 11 000 kubanische Mediziner für sein Programm «Mais Médicos» angeworben. Im Rahmen der «Operación Milagro» (Operation Wunder) führen kubanische Ärzte kostenlose Augenoperationen für Menschen aus Entwicklungsländern durch. Geschädigte des Reaktorunfalls in Tschernobyl werden in Kuba kostenlos behandelt.

Die WHO hat Kubas langfristig angelegtes Engagement wiederholt gelobt und die Fortschritte Kubas im Gesundheitssektor seit der Revolution herausgestellt. Vor der Revolution 1959 gab es auf Kuba kaum 6000 Ärzte. Nach dem Triumph der Revolution verliess die Hälfte davon das Land. Die medizinische Versorgung ist in Kuba kostenlos; die Lebenserwartung und die Kindersterblichkeit haben trotz aller Engpässe europäisches Niveau. Heute verfügt das staatliche Gesundheitswesen offiziell über rund 77 000 Ärzte, 15 000 Zahnärzte und mehr als 88 000 Krankenpfleger – und das bei knapp elf Millionen Einwohnern.

Castro will mit USA kooperieren

Kuba gehört damit zu den fünf führenden Staaten mit der höchsten Ärzte-pro-Kopf-Ratio weltweit. Zum Vergleich: In Liberia, das von Ebola am schlimmsten betroffen ist, gab es vor dem Ausbruch der Epidemie gerade einmal 51 Ärzte für mehr als fünf Millionen Einwohner.

Am Wochenende bot Kubas früherer Staatschef Fidel Castro den USA Unterstützung im Kampf gegen Ebola an. «Gern kooperieren wir mit dem US-amerikanischen Personal bei dieser Aufgabe, und das nicht im Bemühen um Frieden zwischen zwei Staaten, die so viele Jahre Kontrahenten gewesen sind, sondern in jedem Fall um des Weltfriedens wegen – ein Ziel, das angestrebt werden kann und sollte», schrieb der mittlerweile 88-Jährige in einer Kolumne,

die die kubanischen Tageszeitung «Granma» veröffentlichte. Im Artikel mit dem Titel «Die Stunde der Pflicht» (La hora del deber) versichert Castro, dass die Kooperation mit den USA, die seit Jahrzehnten eine Blockade über die Insel aufrechterhalten, verhindern könne, dass sich das Virus in Lateinamerika ausbreite.

Die USA hatten Mitte September entschieden, 4000 Soldaten nach Westafrika zu entsenden. Sie sollen dort Krankenstationen mit 17000 Betten errichten. Doch die USA werden selbst von dem Virus heimgesucht. Sie waren nach Spanien das zweite nicht-afrikanische Land, in dem Fälle einer Ansteckung mit Ebola bekannt wurden.

«In diesem Fall sind wir Freunde»

Mit dem Virus infiziert hatten sich zwei Krankenschwestern in Texas, die einen mittlerweile verstorbenen Ebola-Patienten aus Liberia behandelt hatten. Seitdem wird in den USA eine weitere Ausbreitung des Virus befürchtet. Am Samstag hat US-Präsident Barack Obama die Bevölkerung aufgefordert, nicht in «Hysterie» zu verfallen.

Castros Angebot ist keineswegs das erste dieser Art. Bereits nach dem Hurrikan Katrina, der 2005 New Orleans verwüstete, hat Kuba den USA Hilfe durch medizinisches Personal angeboten. Die damalige US-Regierung lehnte allerdings ab. Bei der Bekämpfung der Cholera-Epidemie nach dem Erdbeben in Haiti 2010 arbeiteten kubanische und US-amerikanische Mediziner dann zusammen.

Nun könnte ausgerechnet die Ebola-Seuche eine vorsichtige Annäherung beider Staaten bringen, zwischen denen seit 1961 keine diplomatischen Beziehungen bestehen. Auf eine mögliche Zusammenarbeit mit US-Amerikanern im Kampf gegen Ebola angesprochen, erklärte Jorge Pérez Ávila, Direktor des Instituts für Tropenmedizin Pedro Kouri, gegenüber Journalisten in Havanna: «Wir werden Seite an Seite arbeiten mit jedem, der dort ist. Warum sollten wir nicht, wenn wir Wissenschaftler sind? In diesem Fall sind wir Freunde.»

tageswoche.ch/+hgdxx

ANZEIGE

Stadthäuser

grosszügig, hell und offen

4.5 – 5.5 Zimmer, 166 – 195 m² Wohnfläche
im Hirzbrunnenquartier in Basel

Verkauf:

burckhardtimmobilien +

Corinne Wenger, corinne.wenger@b-immo.ch

Tel. 061 338 35 50



Eine Projektentwicklung von **Implenia**

www.schorenstadt.ch

Kinoprogramm

Basel und Region 24. bis 30. Oktober

ANZEIGEN

NATIONAL THEATRE
LIVE AUS LONDON IM PATHE KÜCHLIN

FRANKENSTEIN Version Miller as Creature
MITTWOCH, 12. NOVEMBER | 20h00 (OV)

JOHN DIENSTAG, 9. DEZEMBER | 21h00 (OV)

TREASURE ISLAND DONNERSTAG, 22. JANUAR | 20h00 (OV)

Alle Vorstellungen sind mit englischen Untertiteln

EXTRA
VORSTELLUNG
OF MICE AND MEN
6. NOV. 20.30 UHR

TICKETS
REGULÄRE TICKETS: CHF 30.-*
REDUZIERTE TICKETS: CHF 27.-*
*inkl. ein Glas Champagner oder ein PET Getränk
Tickets sind an der Kinokasse und online erhältlich.

pathe.ch

Love is the best thing in life... until it's over

sleepless in new york

jetzt im kult.kino

DARK STAR HR GIGERS WELT

Ein Film von BELINDA SALLIN

WWW.DARKSTAR-FILM.CH #DARKSTARMOVIE

BASEL CAPITOL

Steinenvorstadt 36 kitag.com

- NORTHMEN: A VIKING SAGA** [14/12 J] 14.30/17.30/20.30^{E/d/f}
- THE EQUALIZER** [16/14 J] 14.30/17.30/20.30^{E/d/f}

KULT.KINO ATELIER

Theaterstr. 7 kultkino.ch

- LIEBE UND ZUFALL** [8/6 J] FR/SA/MO-MI: 12.15^{Dialekt}
- CURE - DAS LEBEN EINER ANDEREN** [14/12 J] 14.00/15.45/19.30/21.15^{Kroat./d}
- DER KLEINE NICK MACHT FERIE** [6/4 J] 14.15^D
- MONSIEUR CLAUDE UND SEINE TÖCHTER** [6/4 J] 14.30/16.30/18.40/20.45^{F/d}
- CALVARY** [16/14 J] 16.15-FR-DI: 20.30^{E/d/f}
- WIR SIND DIE NEUEN** [14/12 J] 17.45^D
- DARK STAR - HR GIGERS WELT** [16/14 J] FR-DI: 18.30^{Dv/d/f}
- FINDING VIVIAN MAIER** [16/14 J] SA-MI: 12.20^{E/d/f}
- Opéra - CAVALLERIA RUSTICANA & PAGLIACCI** METROPOLITAN OPERA NEW YORK SO: 11.00^{V/d}
- HECTOR AND THE SEARCH FOR HAPPINESS** [12/10 J] SO: 11.45^{E/d/f}

KULT.KINO CAMERA

Rebgasse 1 kultkino.ch

- BLIND DATES** [16/14 J] 15.00/20.45^{Dv/d/f}
- YALOM'S CURE** [8/6 J] 15.15/19.15/21.00-SO: 11.30^{E/d/f}
- DER KREIS** [14/12 J] 17.00^{Dialekt/f}
- PHOENIX** [12/10 J] 17.15^{D/f}
- SLEEPLESS IN NEW YORK** [16/14 J] 19.00^{E/d/f}
- MY NAME IS SALT** [16/14 J] SO: 11.45^{Dv/d/f}
- L'ABRI** [10/8 J] SO: 13.00^{F/d/f}
- OF HORSES AND MEN** [16/14 J] SO: 13.30^{Dv/d/f}

KULT.KINO CLUB

Marktplatz 34 kultkino.ch

- WIR SIND DIE NEUEN** [14/12 J] FR/SA/MO-MI: 16.00^D
- WE ARE THE BEST!** [12/10 J] 18.00^{Schwed/d/f}
- THE CUT** [14/12 J] 20.15^{E/d}
- SAINT LAURENT** [16/14 J] SO: 15.00^{F/d}

NEUES KINO

Klybeckstr. 247 neueskinobasel.ch

- NAMIBIA CROSSINGS** FR: 21.00^{Dv/d/f}

PATHÉ KÜCHLIN

Steinenvorstadt 55 pathe.ch

- MÄNNERHORT** [12/10 J] 20.30-FR/MO/DI: 12.30 FR/SA/MO-MI: 14.45 FR/SA: 22.45^D
- DRACULA UNTOLD** [14/12 J] FR/MO/DI: 12.45/14.50 FR/SO/DI: 17.00-FR: 23.30 SA/MO/MI: 21.15^D FR/SO/DI: 21.15 SA/MO/MI: 17.00-SA: 23.30^{E/d/f}
- MAZE RUNNER - DIE AUSSERWÄHLTEN IM LABYRINTH** [12/10 J] 13.10/15.40-FR/SO/DI: 18.10 FR: 23.15-SA/MO/MI: 20.45 SO: 10.45^D FR/SO/DI: 20.45-SA: 10.45 SA/MO/MI: 18.10-SA: 23.15^{E/d/f}

WIE IN ALTEN ZEITEN - THE LOVE PUNCH

[8/6 J] 13.15^D 19.10^{E/d/f}

- TEENAGE MUTANT NINJA TURTLES - 3D** [12/10 J] 13.30-FR/SO/DI: 16.00 SA/SO: 11.15^D SA/MO/MI: 16.00^{E/d/f}

- WISH I WAS HERE** [10/8 J] 13.30-FR/SO/DI: 16.00 FR/SO/DI: 20.45-SA/SO: 11.00 SA/MO/MI: 18.20^D FR/SO/DI: 18.20 SA/MO/MI: 16.00 SA/MO/MI: 20.45^{E/d/f}

- GONE GIRL - DAS PERFEKTE OPFER** [16/14 J] FR/DI: 14.00-FR/SO/DI: 20.00-FR/SA: 22.30-SA/SO: 11.00 MO/MI: 17.00^D SA: 17.00^{E/d/f}

- NORTHMEN: A VIKING SAGA** [14/12 J] 14.20/16.30-FR/SO/DI: 18.45 FR: 23.10-SA/MO/MI: 21.00^D FR/SO/DI: 21.00 SA/MO/MI: 18.45-SA: 23.10^{E/d/f}

- MONSIEUR CLAUDE UND SEINE TÖCHTER** [6/4 J] 16.30/17.45/20.15^D
- THE EQUALIZER** [16/14 J] FR/DI: 17.00-SA/SO: 10.30 SA/MO/MI: 14.00/20.00 SO: 14.45^D FR/SA: 23.10^{E/d/f}

- DER RICHTER - RECHT ODER EHRE** [10/8 J] FR-DI: 17.30^D
- ANNABELLE** [16/14 J] 18.15/20.30-FR/SA: 22.45^D
- SEX TAPE** [14/12 J] FR/SA: 23.00^D

- THE BOXTROLLS - 3D** [6/4 J] SA/SO: 10.30^D
- DIE BIENE MAJA - DER KINOFILM - 3D** [0/0 J] SA/SO: 10.40-SA/SO/MI: 12.30^D

- DER 7BTE ZWERG - 3D** [0/0 J] SA/SO: 10.45-SA/SO/MI: 12.45^D
- DIE VAMPIRSCHWESTERN 2 - FLEDERMÄUSE IM BAUCH** [6/4 J] SA/SO/MI: 12.45^D
- DER KLEINE NICK MACHT FERIE** [6/4 J] SA/SO/MI: 14.50^D

- Ballett - THE LEGEND OF LOVE** BOLSCHOI-THEATER IN MOSKAU SO: 16.00^{Dv/d}

PATHÉ PLAZA

Steinentorstr. 8 pathe.ch

- THE BOXTROLLS - 3D** [6/4 J] 13.10/15.30-SA/MO/MI: 17.45^D FR/DI: 17.45^{E/d/f}
- TEENAGE MUTANT NINJA TURTLES - 3D** [12/10 J] FR/SO/DI: 20.00^{E/d/f} SA/MO/MI: 20.00^D

REX

Steinenvorstadt 29 kitag.com

- GONE GIRL** [16/14 J] FR-DI: 13.45 FR-SO/DI/MI: 17.00/20.15^{E/d/f}
- WIE IN ALTEN ZEITEN - THE LOVE PUNCH** [8/6 J] 15.00/18.00/21.00^{E/d/f}

- kitag Opera Live - I DUE FOSCARI** [4/4 J] ROYAL OPERA HOUSE MO: 20.15^{V/d}
- Bim Bam Bino: PLANES** [6/6 J] MI: 14.30^D

STADTKINO

Klostergasse 5 stadtkinobasel.ch

- VIOLETTE NOZIÈRE** FR: 16.00^{F/d}
- BROKEBACK MOUNTAIN** [14/11 J] FR: 18.30^{E/d/f}
- LE BOUCHER** [12/10 J] FR: 21.00-SA: 15.15^{F/d}
- LES BICHES** [16/14 J] SA: 17.30^{F/d}

SENSE AND SENSIBILITY

[6/4 J] 40 SA: 19.30-MI: 21.00^{E/d}

- COMPUTER CHESS** [0/0 J] SA: 22.15^{E/d}

- LES NOGES ROUGES** [16/14 J] SO: 13.15-MO: 21.15^{F/d}

- TAKING WOODSTOCK** [12/9 J] SO: 15.15^{E/d/f}

- RIDE WITH THE DEVIL** [12/10 J] SO: 17.30^{E/d}

- BETTY** [12/10 J] SO: 20.15-MI: 18.30^{F/d}

- HULK** [12/10 J] MO: 18.30^{E/d/f}

STUDIO CENTRAL

Gerbergasse 16 kitag.com

- THE JUDGE** [10/8 J] 14.30-FR-DI: 17.30/20.30^{E/d/f}

FRICK MONTI

Kaistenbergstr. 5 fricks-monti.ch

- NORTHMEN: A VIKING SAGA** [14/12 J] FR-MO: 20.15^D
- MONSIEUR CLAUDE UND SEINE TÖCHTER** [6/4 J] SA: 18.00^{F/d} SO: 18.00^D

- DIE BIENE MAJA - DER KINOFILM - 3D** [0/0 J] SO: 13.00^D
- GONE GIRL - DAS PERFEKTE OPFER** [16/14 J] SO: 15.00^D

- LIESTAL ORIS** Kanonengasse 15 oris-liestal.ch

- MONSIEUR CLAUDE UND SEINE TÖCHTER** [6/4 J] FR/SA/DI/MI: 18.00^D
- NORTHMEN: A VIKING SAGA** [14/12 J] FR-SO/DI/MI: 20.00^D
- DIE BIENE MAJA - DER KINOFILM - 3D** [0/0 J] SA: 14.00^D

- DIE BIENE MAJA - DER KINOFILM** [0/0 J] MI: 14.00^D
- DER 7BTE ZWERG - 3D** [0/0 J] SA: 16.00-SO: 14.00^D
- DER 7BTE ZWERG** [0/0 J] MI: 16.00^D

- Opera - I DUE FOSCARI** ROYAL OPERA HOUSE MO: 20.00^{V/d}

SPUTNIK

Poststr. 2 palazzo.ch

- MONSIEUR CLAUDE UND SEINE TÖCHTER** [6/4 J] FR/SA: 18.00-SO: 15.30^{F/d}
- CALVARY** [16/14 J] FR-MO: 20.15-DI/MI: 18.00^{E/d}
- MY NAME IS SALT** [16/14 J] SO: 11.00^{Dv/d/f}
- YALOM'S CURE** [8/6 J] SO/MO: 18.00-DI/MI: 20.15^{E/d}

SISSACH PALACE

Felsenstrasse 3a palacesissach.ch

- DER KREIS** [14/12 J] FR-MO: 18.00-DI/MI: 20.30^{Dialekt}
- MONSIEUR CLAUDE UND SEINE TÖCHTER** [6/4 J] FR-MO: 20.30-DI/MI: 18.00^D



IN DIESER WOCHE: MISSION IMPOSSIBLE.



Impressum

TagesWoche
4. Jahrgang, Nr. 45;
verbreitete Auflage:
23 846 Exemplare (prov. Wemf-
beglaubigt, weitere Infos:
tageswoche.ch/+sbaj6),
Gerbergasse 30,
4001 Basel
Herausgeber
Neue Medien Basel AG
Redaktion
Tel. 061 561 61 80,
redaktion@tageswoche.ch

Die TagesWoche erscheint
täglich online und jeweils am
Freitag als Wochenzeitung.

Chefredaktion
Dani Winter (Redaktionsleiter),
Remo Leupin (Leiter Print)
Digitalstrategie
Thom Nagy
Creative Director
Hans-Jörg Walter
Redaktion
Amir Mustedanagić
(Leiter Newsdesk),
Reto Aschwanden
(Leiter Produktion),
Renato Beck,
Tino Bruni (Produzent),
Brendan Bühler (Praktikant),
Yen Duong,
Daniel Faulhaber (Praktikant),

Karen N. Gerig, Simon Jäggi,
Christoph Kieslich,
Valentin Kimstedt, Marc Krebs,
Felix Michel (Praktikant),
(Hannes Nüsseler (Produzent),
Matthias Oppliger, Florian Raz,
Jeremias Schulthess,
Andreas Schwald,
Livio Marc Stöckli
(Multimedia-Redaktor)
Redaktionsassistentz
Béatrice Frefel
Layout/Grafik
Petra Geissmann,
Daniel Holliger
Bildredaktion
Nils Fisch

Korrektorat
Yves Binet, Balint Csontos,
Irene Schubiger, Martin Stohler,
Dominique Thommen
Lesermarkt
Tobias Gees
Abodienst
Tel. 061 561 61 61,
abo@tageswoche.ch
Verlag
Olivia Andrightto,
Tel. 061 561 61 50,
info@neuedienbasel.ch
Geschäftsleitung
Tobias Faust
Leitung Werbemarkt
Kurt Ackermann

Werbemarkt
Cornelia Breij, Felix Keller,
Hana Spada,
Cheryl Dürrenberger
(Assistenz), Tel. 061 561 61 50
Abonnemente
1 Jahr: 220 Franken
(50 Ausgaben), 2 Jahre:
420 Franken (100 Ausgaben),
Ausland-Abos auf Anfrage.
Alle Abo-Preise verstehen sich
inkl. 2,5 Prozent Mehrwert-
steuer und Versand Schweiz
Druck
Zehnder Druck AG, Wil
Designkonzept und Schrift
Ludovic Bolland, Basel

Fredri M. Murer

Mit «Höhenfeuer» schrieb er Schweizer Kinogeschichte, jetzt bringt der Regisseur seinen letzten Film ins Kino.

Kein Mann der Kompromisse

von Hansjörg Betschart

Durch das Fenster seiner Wohnung sieht Zürich aus wie durch ein Fischauge. Am oberen Rand dehnt sich der Zürichberg. Im Zentrum prangt gewichtig die ETH. Unten verliert sich der Neumarkt mit unbedeutend kleinen Bürgersteigen.

Fredi Murer schaut seit dreissig Jahren in diese verzerrte Stadt hinaus. Hier, in seinem Büro, feilt er an seinen Film-Bildern. Manchmal zeichnet er auch einfach nur.

Ich treffe Fredi Murer vor der Premiere von «Liebe und Zufall». Hinter ihm liegt ein

Pressemarathon. Und vor ihm liegt «die Hölle»: «Wenn der Film jetzt dann gleich läuft, kann ich nichts mehr ändern. Jetzt bleibt alles so, egal, wie die Leute es finden.»

Auf die Magie angesprochen, die seine Filme durchzieht, lächelt er kurz, greift nach einem Zuckerstück und lässt es mit Zauberhand verschwinden. Magie? Die war sein frühester Kindheitswunsch. Er wollte ein Zauberer sein. Lange Jahre ist er es jetzt – auf seine Art. «Was da auf der Leinwand abläuft, ist nichts als projiziertes Licht. Auch wenn du weinst und lachst und dich fürchtest, bleibt, wenn du den Stecker ziehst, nichts als eine leere Wand.» Dann spricht er eine Magie an, die immer wieder als Motiv in seinen Filmen auftaucht: die unverbrüchliche Verbindung zu den anderen Generationen. «Wenn ich das Foto meines Grossvaters betrachte, ist mir, als schaue ich mir selber ins Gesicht.»

Alle fünf Jahre ein Film

Er ist noch heute auf der Suche nach den Verbindungen der Menschen untereinander. «Ich habe meine Mutter dafür bewundert, dass sie so viel gelesen hat. Als ich selber lesen konnte, habe ich auf jedem Umschlag ihrer Bücher den Titel «Roman» gefunden. Ich fragte: «Mama, liest du immer das gleiche Buch?» Nein, «Roman» heisse bloss, dass alle diese Bücher erfunden seien. «Ich war entsetzt! Wie konnte jemand bloss ein so dickes Buch lang lügen?!»

Andererseits entdeckte er als Kind ausgerechnet im Flunkern den Reiz des Magischen. Seinen Schulfreunden erzählte er gerne, er sei während des Krieges vom Roten Kreuz in Mulhouse zur Adoption freigegeben worden. «Es war meine Art, damit klarzukommen, dass ich mich nie zu Hause fühlte.»

Einer der Grossen des Schweizer Films will aber vieles nicht erklären müssen. So arbeitet er auch. «Ich habe gelernt, meinen Träumen mehr zu vertrauen als manchen Filmkennern. Intuition ist etwas, das man vielleicht schulen kann. Sicher kann man lernen, ihr zu trauen. Für die sieben Sekunden Vierwaldstättersee in «Liebe und Zufall» habe

ich drei Tage wandern und einen Tag auf das richtige Licht warten müssen. Bis ich merkte, dass es mich an die «Toteninsel» von Böcklin erinnert.» Intuition kann aber für andere auch anstrengend sein: «Ich habe fast jeden Morgen den Schauspielern beim Schminken geänderte Texte zu lernen gegeben. Sie haben mich dafür nicht nur geliebt...»

Dabei liebt er die Schauspieler. Weil er auch alle seine Figuren liebt. Wer Murers Filme durchsucht, wird schwerlich einen rein «Bösen» finden. Schauspieler sollen ihre Figuren verteidigen, was immer sie auch der Welt antun. Wer nur alle fünf Jahre einen Film macht, begegnet Schauspielern mit besonderer Vorsicht: «Wir haben zwei Wochen geprobt, Figuren entwickelt, Töne belauscht, Szenen improvisiert. Das hat mir und allen viel Ruhe verschafft.»

Murers Filme sind um die Welt gereist und er – blieb zu Hause. «Meine Mutter kam aus einer Hoteliersfamilie. Die fuhren nicht in die Welt hinaus. Die Welt kam zu ihnen.» Er habe das Gefühl, er schulde es der Stadt, hier geblieben zu sein. «Ich verdanke es Zürich, dass ich ein Filmer sein darf.»

Wechselnde Workshop-Anforderungen

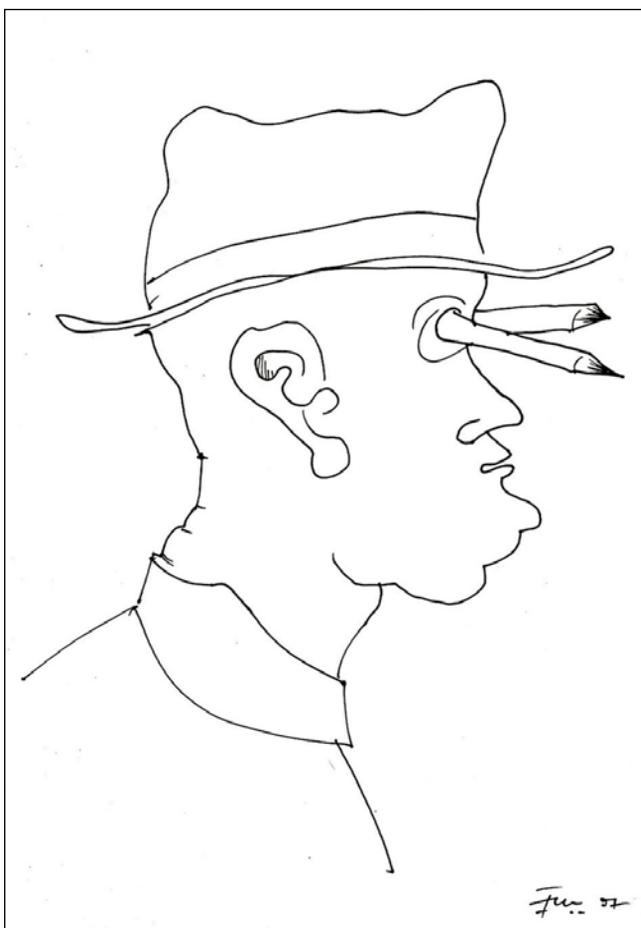
«Wer wie ich in der Schweiz bleibt und Filme macht, darf allerdings höchstens alle fünf Jahre seinen Beruf ausüben. Den Rest der Zeit verbringt man mit Fundraising und damit, Gremien mit umgearbeiteten Drehbüchern zu füttern, Produzenten zu finden, Stoffe zu ordnen.

Seit das Kunstgeschichts-Studium nicht mehr so hipp ist, füllen sich die Vorlesungen der Filmwissenschaftler. Wir haben pro Regisseur bald zehn Wissenschaftler, arbeitslose Akademiker, die in Workshops lernen «How to write a screenplay». Ich habe einmal Studenten gefragt, von welchem Film sie träumen. Zehn von zwölf wollten Filme machen, die etwa 30 Millionen Franken kosten. In einem Land, in dem der erfolgreichste Film vielleicht 3 Millionen kosten darf. Das bedeutet selbst für alterserfahrene Leute wie Lyssy, Dindo, Imhoof oder mich, dass wir uns anstellen, hinter frischen Akademikern, die als Einziges das Problem kennen, kein Problem zu haben, das aber wenigstens besser begründen können.

Dabei will man gerade das Begründen müssen im Laufe eines Künstlerlebens verlernen: Ich erwarte ja keine Vorschusslorbeeren für meine Intuition. Aber etwas weniger Neid gegenüber meiner Erfahrung. Ich wurde einmal von einem Gremium gefragt: Kannst du deinen Film in einem Satz zusammenfassen? Wenn ich das könnte, wäre ich Werbetexter geworden.»

Auch wenn er sich als kreativer Mensch als «unpensionierbar» bezeichnet, spürt man, wie sehr er es sich gewünscht hätte, für ein paar Jahre unbeschwert arbeiten zu können und nicht für jeden Film wieder wie ein Anfänger vor wechselnden Gremien deren wechselnde «Workshop-Anforderungen» erfüllen zu müssen. «Ich bin ganz schlecht in Kompromissen.»

Er selber war immer ein fleissiger Theatergänger. Er entdeckt immer wieder Schau-



Unbestechlicher Blick.

BILD: FREDI MURER/EDITION STEPHAN WITSCHI



Wenn Fredi Murer nicht gerade an Film-Bildern feilt, zeichnet er.

FOTO: HANSJÖRG BETSCHART

spielergesichter für den Film: Zum Beispiel Ueli Bichsel, der knorrige «Lufthund», der seit Jahrzehnten zur legendären «Zirkus Federlos»-Truppe gehört und mit Silvana Gargiulo ein Theaterduo bildet. Sybille Brunner, die er bereits vor ihrem Erfolg mit «Rosie» engagierte. Oder Werner Rehm, das Gründungsmitglied der Berliner Schaubühne, der mit achtzig Jahren noch immer auf der Bühne steht. Bis in die kleinen Rollen fährt Murer die Ernte seiner Theatergänge ein: Als Buchhändler bringt Peter Jecklin das Buch «Liebe und Zufall» ins Spiel. Als konkursiter Geschäftspartner Karl bietet Ueli Jäggi eine abgründige Genugtuung.

Die Spitze des Eisbergs

Dabei hat «Liebe und Zufall» eine qualvolle Entstehungsgeschichte: Erst sollte der Film «Der lange Abgang» heissen. Doch er fand bei den Fördergremien keinen Gefallen. Auch umgeschrieben erntete er als «Der afrikanische Gärtner» nur Nasenrumpfen. Als «Das Quartett» fand er schon Teilapplaus. «Kuckuck» wurde noch knapp abgelehnt. «Da sitzt du plötzlich vor einem weiteren Gremium, das bemängelt, dass spätestens auf Seite 26 der Plotpoint sein müsse.»

Das klingt für einen Autorenfilmer wie die Aufforderung an einen Jazzer, er möge einen Ton ausserhalb der Tonart lieber weglassen. «Diese Gremien sehen in den Drehbüchern den Film. Aber ich bin Autor. Ich prüfe mit dem Drehbuch meine Ge-

schichte. Ich prüfe beim Drehen des Films mein Drehbuch. Ich prüfe beim Schnitt des Films das Drehmaterial. Das Drehbuch ist nicht einmal die Spitze des Eisbergs.»

Wie in «Höhenfeuer» so endet auch «Liebe und Zufall» in einem Haus in der

«Liebe und Zufall»

Elise (Sybille Brunner) und Paul (Werner Rehm) haben fünfzig Jahre zusammen verbracht. Die Zufälle des Lebens haben sie hinter sich. Jetzt wollen sie die letzte Etappe gemeinsam mit der Haushälterin (Silvana Gargiulo) in der Villa am Zürichberg verbringen. Doch dann holen die Zufälle das Paar wieder ein: Elise vernimmt den Ruf einer alten Leidenschaft. Paul steigert sich in einen gerechten Alterszorn. Und die Haushälterin geht zum Theater. Was arm an Leben und reich an Erinnerung beginnt, nimmt einen überraschenden Lauf. Fredi M. Murer verknüpft liebevoll Anekdoten aus seinem Leben und dem seiner Eltern zu einem stillen Fragebogen über den letzten Lebensabschnitt. Mit reduziertem Tempo, dem nötigen Eigensinn und dem unwiderstehlichen Sog seiner Geschichte setzt er nicht zu letzt jener Generation ein Denkmal, die jeden Zufall vermeiden wollte. Und ein wenig auch die Liebe.

Einsamkeit. Das Klingeln eines Telefons vereint ein uraltes Liebespaar, eine Mutter besucht den Vater, den ihr Kind nie hatte. Die Generationen versöhnen sich nicht. Sie erleben nur ihr ungeliebtes Leben – wie neu verfilmt.

«Eigentlich habe ich nichts erlebt», schreibt Fredi Murers Mutter als ersten Satz ihrer nachgelassenen Aufzeichnungen. Das selbe schreibt Elise in «Liebe und Zufall» als Widmung in das schmale Büchlein, das sie ihrem Mann schenkt. So ist «Liebe und Zufall» durchzogen von autobiografischen Andeutungen, als wolle Murer in seinem letzten Werk seine Geheimnisse mit uns allen teilen.

Ist es denn sein letzter Film? Ja. Doch. Das habe Bergman auch gesagt, fügt Murer schmunzelnd hinzu – mindesten fünf Mal. Nach jedem weiteren Film. «So. Jetzt gehts los. Zum ersten Mal ein voller Saal!» Dennoch ist Murer die Nervosität nicht anzumerken, als sich die Fernsehkameras von «10vor10» auf ihn richten: Er möge doch mal vorbeigehen. Einer der ganz Grossen des Schweizer Films geht vorbei, tut dabei so normal, wie er ist. «Don't act! Just be!», sagt er selber gerne den Schauspielern vor seiner Kamera. Wie ein kleines Kind huscht er in seine eigene Premiere.

tageswoche.ch/+ pttfw

×

«Liebe und Zufall» läuft am 30.10. an. Sondervorführung am 3.11. um 18.30 Uhr im kult.kino Atelier mit dem Regisseur.



Liebt Komplexes, mag aber den Groove nicht missen: Kaspar Ewald

FOTO: NILS FISCH

Kaspar Ewald

Mit einer Produktion des Liestalers beginnt die Saison in der Gare du Nord.

Ungerader Stoff, der tierisch abgeht

von Valentin Kimstedt

Kaspar Ewald, 45, Komponist aus Liestal, reisst sich für unser Treffen ein Stündchen aus der Agenda. Er probt gerade die Kammeroper «Lysistrata» und eröffnet damit am 23. Oktober die Saison in der Gare du Nord. Der Konzertsaal im Badischen Bahnhof ist in Basel die Heimstätte für Neue Musik, eine Richtung, die für viele zu verkopft ist.

Für Ewalds Musik trifft das jedenfalls nicht zu. Ihm löscht es ab, wenn man beim Hören das Gefühl hat, man müsse erstmal mit dem Analysieren anfangen. «Schrecklich!», sagt er. «Egal, was ich zu mir nehme, ob ich esse, ob ich etwas anschau, ich wünsche mir, dass meine Sinne erfrischt werden. Ich will denken können: Wow, was geht hier ab? Ich will die Lust am Gewirr.»

Ewalds Eltern sind klassische Musiker. Als Jugendlicher hörte er sich in den Jazz rein, in den Funk und in den Soul. «Ich habe zwei musikalische Heimaten, die klassische und die afroamerikanische», sagt er. Daher kommt auch der Name des Ensembles, das er vor 13 Jahren gründete: «Kaspar Ewalds Exorbitantes Kabinett». Das «exorbitant» steht dafür, den Rahmen dauernd zu sprengen, auch wenn Ewald selber diese bedeutungsvolle Beschreibung nicht wählen würde.

Mit der aktuellen Produktion ist es zwar etwas anders. Hier spielt nicht das Kabinett,

seine Spielweise für Exorbitantes, sondern ein kleines Orchester, ein Chor und Solisten aus Lettland und der Schweiz.

Ewald erhielt den Auftrag, Aristophanes' Komödie «Lysistrata» für eine Kammeroper umzusetzen. Hier ist seine Musik weniger Experiment, als dass sie dem Text dient. Mit seinen Worten: «Ich hoffe, dass die Musik dem Aristophanes-Text ein gutes Pferd sei.»

Von derb bis pathetisch

Auch für den Text war er zuständig, mit der Vorgabe, dass sein Beitrag den komödiantischen Teil des Abends ausmacht, während ein lettisches Team eine tragische Variante ausarbeitet.

Griechischkenntnisse brachte Ewald mit, weil er die Sprache, «wie es der Zufall will», in der Schule gelernt hat. Der Text gefiel ihm so gut, dass er beschloss, ihn lediglich nahe am Original zu übersetzen und einzudampfen.

«Aristophanes' Sprache hat ein Spektrum von derb bis pathetisch», sagt Ewald. Auch die Story ist kernig. Während des endlosen Krieges zwischen Athen und Sparta tun sich die Frauen der verfeindeten Mächte zusammen und verweigern ihren Ehemännern so lange den Sex, bis diese den Krieg beenden. Am Ende laufen die Männer mit erigiertem Geschlecht über die

Bühne, da kennt Aristophanes gar nichts. Ewald staunte nicht schlecht, und die Letzten erst recht, da sie es bislang mit gezähmten Übersetzungen zu tun gehabt hatten.

Freilich hat er Freude an der Unmittelbarkeit des Textes. Das lettische Vokalensemble Putni hat sich für «Lysistrata» entschieden, weil der Kampf der Frauen sie interessierte. Interessiert er Sie auch, Herr Ewald?

«Ich werde keine Femen-Aktivistin auf die Bühne stellen, damit der Bezug zur Gegenwart deutlich wird.»

Eine direkte Antwort kommt da nicht. Er ist offensichtlich nicht primär ein politischer Künstler. Klar ist vor allem, dass er sich nicht um Aktualität bemüht. «Ich werde keine Femen-Aktivistin auf die Bühne stellen, damit der Bezug zur Gegenwart deutlich wird», sagt er. Hingegen amüsiert ihn etwas anderes: «Jede Krawatte, jedes Saxophon, jeder Kirchturm wird als Phallus gedeutet, und der Phallus als Symbol für Macht. Aristophanes führt uns den Phallus vor als Symbol der Ohnmacht.»

Sieht umgekehrt so die Macht der Frau aus? Hat sie den Mann in der Hand, weil sie ihn an seiner Geilheit kirre machen kann?

Wir merken, dass wir hier ein Fass aufmachen, das wir mal in Ruhe besprechen müssen. Aber eine weitere Frage drängt sich auf: warum in seinem Exorbitanten Kabinett unter 15 Musikern nur eine Frau ist.

«Ich hoffe, das ist Zufall», sagt Ewald. Es ist schön zu sehen, wie er diesen Aspekt auf dem Schirm hat, zugleich aber klar ist, dass er einfach gute Musiker gesucht hat. Und die waren in diesem Fall halt Männer. Ewald wählt den einzigen Ausweg: Er rauft sich die Haare und schmunzelt dazu. «Lieber produziere ich ein Stück, das sich über Männlichkeit lustig macht, als eine Frauenquote einzuführen.»

Neue Pläne mit dem Kabinett sind auch am Horizont. Ewald würde gern die groovehaltige Hörmusik zu einer anspruchsvollen Tanzmusik machen. Wieder in seinen Worten: «Ich will ungeraden Stoff machen, bei dem tierisch die Post abgeht.» Schon als Jugendlicher hatte er Freude am Tanzen, aber quer zum Rhythmus. Das Quere nimmt seine Musik nun vorweg. Drängt sich eine letzte Frage auf: Sind Sie ein guter Paartänzer? «Nein!», (oh, Wunder). «Und ich glaube, das lerne ich nicht mehr. Mein Hirn ist gross, aber der Eingang ist klein.»

tageswoche.ch/+1g3c8

x

«Lysistrata» – Ein Kammeroper-Abend nach der Komödie von Aristophanes mit Musik von Kaspar Ewald und Jekabs Nimanis. Premiere am 23. Oktober, 20 Uhr. Aufführungen: 24., 26., 27., 30. Oktober. Gare du Nord, Basel.



«The Greatest»: Muhammad Ali wurde 1974 in Zaire triumphal empfangen. FOTO: KEYSTONE

Kultwerk #153

Ein Grossmaul kämpfte sich zur Legende: Vor vierzig Jahren schlug Muhammad Ali in Kinshasa George Foreman k.o.

Rumble in the Jungle

von Andreas Schmitter

Vor vierzig Jahren donnerte es im Dschungel von Kongo (damals Zaire), und dies nicht nur wegen der kurz bevorstehenden Regenzeit. Zwei Schwergewichte des Boxsports trafen in der Hauptstadt Kinshasa ein. Der eine, George Foreman, war 25 Jahre jung und seinerzeit das Nonplusultra im Ring: Olympiasieger 1968, amtierender Schwergewichtsweltmeister, in 40 Kämpfen ungeschlagen.

Der andere war bereits eine Legende: Muhammad Ali, dessen beste Jahre bereits vorbei zu sein schienen. 1964, zehn Jahre zuvor, holte er noch unter seinem Taufnamen Cassius Clay gegen Sonny Liston seinen ersten Weltmeistertitel und verteidigte ihn, bis er ihm 1967 aberkannt wurde: Ali, mittlerweile zum Islam konvertiert, verweigerte den Wehrdienst im Vietnamkrieg. Er wurde deswegen verurteilt, kam auf Kautionsfrei, konnte jedoch während drei Jahren zu keinem Kampf antreten. Eine Zeit, in der er sich vermehrt gesellschaftspolitisch für die Rechte der amerikanischen Schwarzen starkmachte.

Zurück im Ring

Man muss diese Politisierung Alis berücksichtigen, will man die mythische Kolorierung des «Rumble in the Jungle» erfassen. Ali, der 1970 wieder zurück in den Ring durfte, hatte sich gegen das System aufgelehnt,

eine Religion der (mehrheitlich) Armen angenommen und musste sich gegen alle möglichen Kontrahenten hochboxen, um gegen den neuen Titelhalter Foreman antreten zu können. Inspiriert von den Elementen der «Black Supremacy», betrachtete Ali den Gang ins schwarzafrikanische Kinshasa als eine Rückkehr – nicht nur zum Titel, sondern zu seinen schwarzen Brüdern.

Der legendäre wie berühmte Boxpromoter Don King versprach den beiden Kontrahenten Ali und Foreman eine Gage von je fünf Millionen Dollar, damit sie in den Kampf einwilligen würden. Jedoch fand er weder in den USA noch in England einen Veranstalter, der dazu bereit war. Einer jedoch zahlte: Mobutu Sese Seko, Diktator von Zaire und einer der brutalsten Herrscher im postkolonialen Afrika.

So viel Legendenstoff gehört ins Kino, und 1996 setzte Leon Gast mit dem Film «When We Were Kings» dem Kampf ein Denkmal. Gast erzählte die Geschichte nicht nach, sondern zimmerte aus Originalaufnahmen und Interviews eine Chronik zusammen, die einzig auf Alis Wiederauferstehung ausgerichtet war. Aus der Verfemung schlug sich «The Greatest» wider Erwartung nach oben – eine Geschichte, für die Hollywood 1997 den Oscar für den besten Dokumentarfilm sprach.

tageswoche.ch/+wwcge

Performance

Looking for Fritz

Zum dritten Mal findet am Samstag der performative Spaziergang statt. Die Künstlerinnen Ariane Koch und Sarina Scheidegger laden zum Gang durch die Stadt, wo man Personen begegnet, die einen Text sprechen. Die Karte mit der Route kann man unter www.lookingforfritz.ch herunterladen. Mehr zum Thema: tageswoche.ch/+p489z

Basler Innenstadt, Samstag, 25. Oktober, 13 bis 17 Uhr.

Konzert



Baloise Session

Zwölf Konzerte bei einem Budget von 8,5 Millionen Franken: Wo so viel Geld im Spiel ist, wird die Kreativität zweit- und das Sponsoring erstrangig. Umso mehr überrascht die Baloise Session heuer mit einem ansprechenden künstlerischen Programm: So finden sich zahlreiche Namen, die nicht nur vom Mainstream akzeptiert, sondern auch von Kritikern geschätzt und respektiert sind, darunter Elvis Costello (siehe Bild, live 28. 10.), Bryan Ferry (31. 10.) oder Morrissey (3. 11.). Wir berichten jeweils online.

Messe Basel, bis 11. November 2014.
• www.baloisesession.ch

Ausgehen

Mehr Tipps gibt es auf:
• tageswoche.ch/kulturflash

Eine Liste sämtlicher Kulturveranstaltungen der Schweiz finden Sie in unserer Online-Agenda (Rubrik «Ausgehen») – täglich aktualisiert und nach Sparten aufgelistet.

Ein Tag im Markgräflerland –
Herbstwandern in 50 Busminuten
ab dem Basler Claraplatz.

Platz für Einsamkeit

von Valentin Kimstedt

Deutschland ist ja wirklich nah! Mir war das im Grunde immer nur auf der Landkarte klar. Basler Mundart und Alemannisch kann ich (als Berliner) kaum unterscheiden. Die Klangfarbe ist gleich.

Am südlichen Ende des Schwarzwalds sieht man Lörrach, dahinter kommt Basel, alles der gleiche Landschaftsbogen. Erstaunlich, wie trotzdem einiges recht anders ist. Ist es anders?

Jedenfalls fiel es mir auf und schien mir typisch. Dafür muss man gar nicht gross die Leute studieren, es reicht, wochenendlich ein wenig durch die Landschaft und Dörfer zu streifen. Ich habe es am Wochenende um den 19. Oktober getan, das als Rächer gegenüber dem miesen Spätsommer in die Jahresbilanz eingehen dürfte.

Die Sonne schien die ganze Zeit, also waren wir pausenlos draussen. Der Schwarzwald ist gegenüber den meisten mittelhohen Gegenden in der Schweiz vor allem mal eines: wild. Man kann lange gehen, ohne auf die nächste Ortschaft zu stossen. Es gibt Platz und Einsamkeit. Dazu unpassend sind die Wege, jedenfalls wie ich sie zwischen Wollbach und Malsburg

vorgefunden habe (als Wanderer beschäftigt mich so was!): Meistens ist man auf breiten Forststrassen unterwegs, akkurat geführt, durch herrliche Wälder, aber auch etwas unaufregend.

Wenn man dann aus einem der ewigen Wälder heraustritt, landet man zum Beispiel im Bergkaff Kaltenbach. In der Dorfbeiz (noch gibt es sie) spielt die Wirtin, die ihren Beruf wahrscheinlich seit 45 Jahren macht, mit einer Freundin Karten (wie lange schon?) und serviert Kaffee (keinen Capuccino, keinen Espresso, versteht sich) in einem blauen Geschirrsatz. Die Milch kommt in einer farblich passenden Kanne, das Magnumglace auf einem farblich passenden Teller. So schmeckte Westdeutschland in den 1980er-Jahren, wenn ich mich recht erinnere, hier ist es prächtig erhalten.

Was weiter auffällt: In den Dörfern und in der Landschaft steht viel alte Bausubstanz. Alte Höfe, die weiter genutzt werden, ohne dass gross renoviert würde. Es darf ein wenig bröckeln hier, und die Angst vor dem Bröckeln, denkt man sich, ist in gewissen anderen Gegenden vielleicht etwas überbewertet.

Solche herrlichen Mauern kombinieren die Markgräfler dann gerne mit a) farbig gemusterten Glastüren aus den 70er- bis 90er-Jahren oder b) mit totalem Trash wie einem Werbeschild für das Restaurant «Dö-Chicken – Chicken for you», in roter Schrift auf gelbem Grund (ein Paar dieser Schätze habe ich auf Fotos gebannt und online gestellt).

Kurz: Das Markgräflerland ist einen Ausritt wert. Es ist entspannt hier. tageswoche.ch/+fr394 ×

Wandern

Zum Beispiel durch die Wolfsschlucht nach Kandern. Der Schwarzwaldverein bietet gute Landkarten. Einkehren im «Kreiterhof» in Egerten, gleich östlich von Wollbach, macht Spass. In einem alten Hof sammelt ein verrückter Typ rostige Landmaschinen, verkauft jungen Wein und frugales Essen. www.kreiterhof.de



Birnbäume bei Kandern.



Es herbstet.

FOTOS: VALENTIN KIMSTEDT

ANZEIGE

Heinz Frei-Reisen

Saisonabschlussfahrt in die Toscana
Marmor, Trüffel, Oliven und Pasta
12.-16.11. /HP/4*Hotel Fr. 698.–

Weihnachtsmärkte
Weimar und Erfurt
4.-7.12. /HP/4*Hotel Fr. 578.–

Jahreswechsel in San Remo
Ausflüge nach Nizza und Monaco
29.12.-1.1. /HP mit Silvester-Galadiner
4*Hotel Fr. 898.–

061 711 53 33
www.frei-reisen.ch

Ankommen

Im «Pfaffenkeller» in Wollbach. Ein Ehepaar hat das alte Fachwerkhaus mehrere Jahre lang renoviert und empfängt Gäste in einigen feinen Zimmern und im Restaurant. Sie backen selber Brot, machen eigenen Käse, brennen eigenen Schnaps. Beindruckend viel Arbeit und Hingabe steckt in diesem Haus.
• www.pfaffenkeller.de

Anfahren

Ab Claraplatz mit der Buslinie 55 Richtung Kandern.

TagesWoche To Go:

An diesen Orten liegt die TagesWoche zum Lesen und Mitnehmen auf.

- 
- Eiscafé Acero**
Rheingasse 13
 - Schmalere Wurf**
Rheingasse 10
 - SantaPasta**
Rheingasse 47
 - SantaPasta**
St. Johannis Vorstadt
 - Mercedes Caffè**
Schneidergasse 28
 - Jonny Parker**
St. Johannis-Parkweg
 - Café Frühling**
Klybeckstrasse 69
 - Valentino's Place**
Kandererstrasse 35
 - Restaurant Parterre**
Klybeckstrasse 1b
 - KaBar**
Kasernenareal
 - Volkshaus**
Rebgasse 12-14
 - Buvette Kaserne**
Unterer Rheinweg
 - Buvette Oetlinger**
Unterer Rheinweg
 - Flora Buvette**
Unterer Rheinweg
 - Okay Art Café**
Schützenmattstrasse 11
 - Hallo**
Centralbahnstrasse 14
 - Haltestelle**
Gempnenstrasse 5
 - 5 Signori**
Güterstrasse 185
 - eipso**
Dornacherstrasse 192
 - Unternehmen Mitte**
Gerbergasse 30
 - kult.kino atelier**
Theaterstrasse 7
 - Café-Bar Elisabethen**
Elisabethenstrasse 14
 - Theater-Restaurant**
Elisabethenstrasse 16
 - tibits**
Stänzlergasse 4
 - Campari Bar**
Steinberg 7
 - Ca'puccino**
Falknerstrasse 24
 - Café del mundo**
Güterstrasse 158
 - Café St. Johann**
Elsässerstrasse 40
 - Gundeldinger-Casino Basel**
Güterstrasse 211
 - Da Graziella AG**
Feldbergstrasse 74
 - ONO deli cafe bar**
Leonardsgraben 2
 - Confiserie Beschle**
Centralbahnstrasse 9
 - Pfifferling Deli GmbH**
Güterstrasse 138
 - Nooch**
St. Jakobs-Strasse 397
 - Restaurant Chez Jeannot**
Paul Sacher-Anlage 1
 - Caffè.tee.ria Paganini**
Birmannsgasse 1
 - Van der Merwe Center**
Gewerbestrasse 30, Allschwil
 - Jêle Café**
Mühlhäuserstrasse 129
 - Bio Bistro Bacio**
St. Johannis-Vorstadt 70
 - Da Francesca**
Mörsbergerstrasse 2
 - Pan e più**
Grenzacherstrasse 97
 - Café Huguenin AG**
Barfüsserplatz 6
 - Lo Baca**
Ahornstrasse 21
 - Restaurant Papiermühle**
St. Alban-Tal 55
 - Bistro Kunstmuseum**
St. Alban-Graben 16
 - Bistro Antikenmuseum**
St. Alban-Graben 5
 - Café Spielzeug Welten**
Museum Basel
 - Museum Basel**
Steinenvorstadt 1
 - Bar Cafferteria Amici miei**
Azzarito & Co.
 - Azzarito & Co.**
Allschwilerstrasse 99

ANZEIGE



H. HIEBER
MEIN LEBEN. MEIN LADEN.

Süßes oder
SAURES?

DIE HIEBER HIGHLIGHTS DER WOCHE FÜR SIE · GÜLTIG BIS ZUM 25. OKTOBER 2014



16.90
CHF 20,53

Rumpsteak oder Rostbraten
aus Südamerika, optimal
gereift, 1 kg



8.88
CHF 10,79

Frische Schweinefilets
ohne Kette, von Hand
zugeschnitten, 1 kg



1.11
CHF 1,35

Original Schweizer Emmentaler
Radware, Schweizer Hartkäse
aus Kuh-Rohmilch, mind. 45%
Fett i. Tr., nussig,
mild, 100 g



0.95
CHF 1,03

Gut & Günstig Deutsche
Markenbutter mildgesäuert,
250-g-Packung (100 g = € 0,34)



0.99
CHF 1,20

Sanella
500-g-Becher (1 kg = € 1,98)



1.66
CHF 2,02

Iglo Schlemmer-Filet
verschiedene Sorten, z. B.
Schlemmerfilet à la Bordelaise
380 g (1 kg = € 4,37),
tiefgefroren, Packung



0.55
CHF 0,57

Direkt vom Erzeuger:
Feldsalat
aus Deutschland, Klasse I, 100 g



2.19
CHF 2,66

Schwarzes Heilbuttfilet
ohne Haut, gefangen im
Nordostatlantik, 100 g



0.99
CHF 1,20

Gaggl Frischeier-Teigwaren
verschiedene Ausformungen,
250-g-Packung (100 g = € 0,40)



2.22
CHF 2,70

Mazola
100% reines Keimöl
750-ml-Flasche (1 L = € 2,96)



2.49
CHF 3,03

Zewa soft Toilettenpapier
das Verwöhnsichere
4-lagig, 8 x 150-Blatt-Packung



13.99
CHF 17,00

Paulaner Weißbier
verschiedene Sorten, Kiste mit 20 x
0,5-L-Flaschen zzgl. Pfand (1 L = € 1,40)

Sind Sie an weiteren Angeboten interessiert?

Dann melden Sie sich für unseren Newsletter unter www.hieber.de an.
Super Wechselkurs: 1,2150 nur gültig bei Barzahlung.

HIEBER GIBT ES UNTER ANDEREM IN

- Lörrach
- Weil am Rhein
- Binzen
- Nollingen
- Grenzach
- Rheinfelden

Herausgeber: Hieber's Frische Center KG, Kanderweg 21, 79589 Binzen. Alle Preise in €. Gültig für Woche 43 • Abgabe nur in haushaltsüblichen Mengen • Solange Vorrat reicht • Irrtum vorbehalten.

Mehr Infos unter www.hieber.de oder unserer Hotline 076 21 / 9 68 78 00

